

ensuite

k u l t u r m a g a z i n

Kurz und schnittig

Auf den Punkt gebracht

Seite 4

Internationaler Tanz in Bern

Ein Neustart

Seite 11

Teufelszeug im Kleid eines Engels

Die Königin in der Küche

Seite 17



Kultur-Casino Bern

Credit Suisse & Saab present:

jazz classics
Bern

Donnerstag
25.10.07
20.00 Uhr

Brad MEHLDAU
Solo Piano



Sonntag
2.12.07
19.00 Uhr

Jan GARBAREK Group
feat. **Manu Katché**

Jan Garbarek sax • Rainer Brüninghaus piano/keyboards
Eberhard Weber bass • Manu Katché drums/percussion



music line **allblues**

VORVERKAUF: Tel. 0900 800 800 (CHF 1.19/min.)

alle Ticketcorner, Manor, SBB, Die Post

BERN: Olmo Ticket, Chop Records, Thalia • www.ticketcorner.com

VERANSTALTER: AllBlues Konzert AG in Zusammenarbeit mit MusicLine & Belazz

www.allblues.ch



CREDIT SUISSE

SAAB

radio
swissjazz

2008 eintauchen...

BERN ALLMEND
8. - 19. OKTOBER

VORVERKAUF
056 622 11 22
www.circus-monti.ch
Circuskasse

CIRCUS RESTAURANT
jeweils vor der Abendvorstellung ab 18.00 Uhr

CIRCUS MONTI

GLÖBETROTTER TRAVEL SERVICE KLEINER touring

Kunsthalle Bern

Öffentliche Führungen:
Sonntag, 5.10. 11.00 Uhr
Dienstag, 21.10. 18.00 Uhr

Künstlergespräch für Kunststudierende:
Freitag, 3.10. 14.00 Uhr

Lehrereinführung:
Montag, 6.10. 17.30 Uhr

TIGHT, REPEATING BOREDOM
Koenraad Dedobbeleer & Rita McBride

GERIWI
Aloïs Godinat

Kunststiftung für Seniorinnen und Senioren:
Mittwoch, 8.10. 14.00 Uhr

Kunst zum Sattwerden:
Dienstag, 28.10. 12.30 – 13.30 Uhr,
Anmeldung bis zum Vortrag 17.00 Uhr
unter T: 031 350 00 40
i.schweinlin@kunsthalle-bern.ch
www.kunsthalle-bern.ch

4.10. – 30.11.2008

Photo: André Morin, Paris, © Frac Bourgogne

CAPPELLA NOVA^{plus}

SHAKESPEARE PLUS A SAX

26-09-08 20:00 LUZERN MARKISCHER SAAL
27-09-08 20:00 ZÜRICH GROSSE SAAL DES KONSERVATORIUMS
25-10-08 20:00 BASEL GARTEN THEATER
26-10-08 17:00 BERN GROSSE SAAL DES KONSERVATORIUMS

LEITUNG: RAPHAEL IMMOOS
SAXOPHÖN: MARCUS WEISS

VORVERKAUF: 0900 55 222 5 (CHF 1.-/min.) WWW.EVENTIM.CH
VERKAUFSPREISE SIND IN LUZERN, ZÜRICH, BERN CHF 45/35, IN BASEL CHF 30/20

prachelvetia URS KULTURSTIFTUNG FONDATION MCATT-DE-LUZE SIG ERNST GÖHNER STIFTUNG

ARTEPHILA-STIFTUNG MIGROS kulturprozent

CAPPELLA NOVA
Junge Vokalensemble mit 16 Stimmen

WWW.CAPPELLANOVA.CH



Titelseite und Bild links: Tanz in. Bern mit Susanne Linke: Schritte verfolgen (2007); am 15. und 16., Oktober in der Dampfzentrale Bern.
Bild: Gert Weigelt

Impressum

Herausgeber: Verein WE ARE, Bern **Redaktion:** Lukas Vogelsang (vl); Anna Vershinova (av) // Robert Alther, Jasmin Amsler, Claudia Badertscher (cb), Peter J. Betts (pjb), Simon Chen, Jean-Luc Froidevaux (jlf), Sabine Gysi, Isabelle Haklar, Till Hillbrecht (th), Sonja Hugentobler-Zurflüh (sh), Andy Limacher (al), Irina Mahlstein, Belinda Meier (bm), Monique Meyer (mm), Magdalena Naddolska (man), Eva Pfirter (ep), Tatjana Rüegsegger, Barbara Roelli, Monika Schäfer (ms), Anne-Sophie Scholl (ass), Christoph Simon, Kristina Soldati (kso), Tabea Steiner (ts), Antonio Suárez Varela (asv), Willy Vogelsang, Simone Wahli (sw), Konrad Weber, Sonja Wenger (sjw), Gabriela Wild (gw), Katja Zellweger, Ueli Zingg, Micha Zollinger (mz) **Cartoon:** Bruno Fauser, Bern; Telefon 031 312 64 76 **Kulturagenda:** kulturagenda.ch; ensuite - kulturmagazin, allevents, Biel; Abteilung für Kulturelles Biel, Abteilung für Kulturelles Thun, interwerk gmbh. **Korrektorat:** Lukas Ramseyer, Monique Meyer

Abonnemente: 58 Franken für ein Jahr / 11 Ausgaben.

Abodienst: 031 318 60 50

ensuite - kulturmagazin erscheint monatlich. **Auflage:** 10'000 **Gesamtauflage** 30'000 (Bern und Zürich)

Anzeigenverkauf: inerate@ensuite.ch **Layout:** interwerk gmbh; Lukas Vogelsang **Produktion & Druckvorstufe:** interwerk gmbh, Bern **Druck:** Fischer AG für Data und Print **Vertrieb:** Abonnemente, Gratisauflage an 350 Orten im Kanton Bern; passive attack, Telefon 031 398 38 66 **Web:** interwerk gmbh

Hinweise für redaktionelle Themen (nicht Agendaeinträge!) erwünscht bis zum **11. des Vormonates**. Über die Publikation entscheidet die Redaktion. Bildmaterial digital oder im Original senden. Wir senden kein Material zurück. **Es besteht keine Publikationspflicht.**

Agendahinweise bis spätestens am 18. des Vormonates über unsere Webseiten eingeben. **Redaktionsschluss der Ausgabe ist jeweils am 18. des Vormonates.** (siehe www.kulturagenda.ch)

Die Redaktion **ensuite - kulturmagazin** ist politisch, wirtschaftlich und ethisch unabhängig und selbständig. Die Texte repräsentieren die Meinungen der Autoren/innen, nicht jene der Redaktion.

Copyrights für alle Informationen und Bilder liegen beim Verein WE ARE in Bern und der edition ■ ensuite. «ensuite» ist ein eingetragener Markenname.

Redaktionsadresse:

ensuite - kulturmagazin
Sandrainstrasse 3
CH-3007 Bern
Telefon 031 318 6050
E-Mail: redaktion@ensuite.ch

www.ensuite.ch

ENSUITE IM OKTOBER

■ Nach dem verregneten Frühling, dem sehr kurzen Sommer und dem verfrüht kalten Herbst drückt es auf die Stimmung – ein richtiges Schaltjahr. Dazu kommt noch eine Prise Finanzkrise, Wahlen in Amerika und ein paar Scharmützel zwischen den Grossmächten. Kein Wunder, dass die Herzen schwach werden und die Gesundheit sich zu Wort meldet. In den letzten Tagen haben sich viele Menschen fluchtartig in die Ferien verzogen – wer interessiert sich da noch für die Saisoneroöffnungsprogramme der verschiedenen Kulturveranstalter?

Mir ist in den Jahren aufgefallen, dass die Kultursaison immer kürzer wird. Wo früher die Saison bereits im August mit Pauken und Trompeten losging, starten jetzt viele erst Ende Oktober. Nach den Ferien eben. Und weil zwischen Sommer- und Herbstferien kaum Zeit bleibt, die Koffer auszuräumen und die Kleider zu waschen, bleiben viele Kulturlokale von Mitte Mai bis Ende Oktober still. Was arbeiten die Leute, die an so einem Ort arbeiten, in diesen fast fünf Monaten? Sind die Kultursubventionen so lukrativ, dass man die Hälfte des Jahres unter dem Solarium verbringen kann? Sicher nicht – aber sichtbar ist trotzdem nicht, was in dieser Zeit geschieht.

Ich frage ich manchmal sowieso, ob eine städtische Kulturpolitik nicht nur ein getarntes Unterhaltungsprogramm für die Wohlstandsgesellschaft darstellt. Denken wir bei Kulturpolitik an eine Moral oder an unsere Gesellschaft? An Wertvorstellungen? Wenn ja, an welche? Oder dreht sich alles nur um Geld und volle Zuschauerränge, damit die Kasse stimmt?

Überprüfen wir das. Dieser Herbst startet mit vielen grossen Anlässen und Festivals. Hoffentlich vergessen wir vor lauter Grösse dabei nicht, dass es auch kleine kulturelle und künstlerische Dinge gibt.

Lukas Vogelsang
Chefredaktor

INHALT

KULTUR & GESELLSCHAFT

le cœur en beurre **17** | über den dächern von bern **21** | insomnia **28** | tratschundlaber **31** | nicht zu mir! **38** | umstadtläufer **39** | eine heikle gratwanderung... **40** | von menschen und medien / fauser cartoon **41** | senioren im web **42** | kinder-konsi-fest **42** | die zeit in holz und farbe gestanz **43**

LITERATUR

im lesesessel **35** | joe mcginnis, franziska sperr, dirk vaihinger **36** | perlenmanufaktur mannhart **37** | filosofenecke **37** | lesezeit **38**

BÜHNE

«es empfiehlt sich, mein buch laut zu lesen» **6** | calamity jane - cd-taufe im westernsaloon **9** | arsch contra vernunft **10** | tanz in. bern **11** | ausblick tanz **14** | barsch und egli und ihr fisch **15** | spagat über den röstigraben im deux-pièces **18**

KINO / FILM

«egal ob rasant, dramatisch, unter die haut gehend, polarisierend oder einfach schön.» **4** | kino ohne museum **27** | auf den boden gekommen **28** | nordwand **29** | the love guru **30** | elegy **30** | lemon tree **31** | das andere kino **32**

MUSIK

cd-tips **22** | «auch jazz kann poppig sein» **24**

KULTUR-PUBLIREPORTAGE

lausige affen und eine oper für drei groschen **51**

KULTURAGENDA

kulturagenda bern **45** | biel **66** | thun **70**

Mit Dank an die finanzielle Unterstützung:



Erziehungsdirektion
des Kantons Bern





KINO

«egal ob rasant, dramatisch, unter die haut gehend, polarisierend oder einfach schön.»

Interview von Till Hillbrecht Bilder: Impressionen oben zVg. / rechts: Festivalleitung: Oliver Bakker, Reta Guetg, Mike Bucher

■ Das Leben ist zu kurz für einen langen Film: Das shnit-Festival für Kurzfilme geht vom 8. bis 12. Oktober über die Bühne und ist mehr als eine Best-of-YouTube-Ausgabe. Über hundert Filme im Wettbewerb, Film-Karaoke und die Slam Movie Night sorgen dafür, dass wir uns alle ein wenig vornehmen wie im richtigen Film. Als Vorspann ein Interview mit Reta Guetg und Oliver Bakker, zwei Drittel der Festivalleitung. Damit dann niemand kommt und sagt, man habe von nichts gewusst, weil es keinen Trailer gab.

Zeitungen liest man heute in zwanzig Minuten, es gibt eine kürzere Zigarette für das schnelle Rauchen und ein Song hat keine Chance im Radio, wenn er länger als 3 Minuten 30 ist. Der Kurzfilm muss wohl das Medium der Zukunft sein...

Olivier Bakker: Der Kurzfilm ist auf jeden Fall das Medium der Zukunft. Die Zukunft ist doch diese: Du gehst zwar an einem Festival Langspiel-filme schauen, aber auf dem Heimweg kannst du auf deinem iPod keine langen Filme reinziehen. Plattformen wie YouTube leben von diesem Format – dabei gibt es eine Unterscheidung: Aus unzähligen Einreichungen selektionieren wir Filme,

die als eigenständiges Werk überzeugen. Das ist unsere Dienstleistung für den Zuschauer, der sich im Internet durch die Massen von selbstgedrehten Videos durchschlagen muss.

Darüber hinaus hat ein Block von Kurzfilmen an einem Festival mindestens die gleiche emotionale Tiefe und denselben Erlebnisreichtum wie ein Langspielfilm.

Reta Guetg: Im Grunde sind wir alle bestens vertraut mit dem Format Kurzfilm, schliesslich ist ja sogar das Gute-Nacht-Gschichtli ein Kurzfilm. Zeit ist zu einem wertvollen Gut geworden, weil man jederzeit hunderttausende Möglichkeiten angeboten kriegt. Da liegt der Kurzfilm im Trend. Ein guter Kurzfilm ist wie ein Zitat, er bringt etwas auf den Punkt, das so treffend ist, dass es keiner andern Form bedarf. Ein Festival mit Kurzfilmblöcken hat auch den Vorteil, dass die kurzen Filme arrangiert werden und über mehrere voneinander unabhängige Filme ein Spannungsbogen gezogen werden kann. Wir können also über das Medium hinaus mit der Programmation eine gewisse Dramaturgie bieten.

Funktioniert vielleicht deshalb der Kurzfilm am Festival besser, weil beim Besucher Gedanken angeregt werden, welche Überlegung hinter

der Gestaltung der Blocks liegt?

Olivier Bakker: Es ist so, wie wenn du in ein gutes Museum gehst: Natürlich schätzt man den Rahmen, aber es geht schlussendlich doch um Kunst. Wir erwarten also nicht vom Besucher, dass er uns wegen des Rahmens lobt, sondern er soll kommen und Spass haben und die Filme geniessen.

Reta Guetg: Wir versuchen mit unserem Setting schon einen Rahmen zu schaffen, die Zuschauer in eine Welt zu entführen. Beispielsweise, indem wir einen kleinen alten Bus anschaffen, der im Progrhof steht, oder indem für das ganze Festival eine eigene visuelle Ausstrahlung und Atmosphäre geschaffen wird – im Kinosaal genauso wie auf dem gesamten Festivalgelände.

Ihr habt es bereits angesprochen: Niemand zu klein, einen Kurzfilm zu drehen. Wie wirkt sich die Tatsache, dass man heute relativ einfach auf gutes Equipment zurückgreifen kann, auf den Film aus? Fördert es den Ideenreichtum oder wird nur Masse produziert?

Reta Guetg: Daraus entsteht ein grosses Spektrum: One-Man-Shows bestehen neben grossen Schulabschlussproduktionen und einem wachsenden Anteil an grossen freien Produktionen. Davon schaffen es jene in den Wettbewerb, die als eigen-

ständiger Kurzfilm funktionieren, unabhängig von Budget oder Sparte.

Olivier Bakker: Dieser Umstand ist unter anderem auch der Grund, weshalb shnit überhaupt entstanden ist. Weil Freunde und Bekannte Filme gemacht haben, von denen wir dachten: Hey, die könnte man auch in einem etwas grösseren Kreis präsentieren.

Die Auswirkungen sind aber klar zweischneidig: Es wird eine Masse generiert, da es noch nie so einfach war, einen Film zu machen wie heute. Das Schöne daran aber ist, dass es dem Einzelnen die Möglichkeit gibt, eine wirklich gute Idee umzusetzen. Und das sind dann jene Filme, die herausstechen. Aber dafür vielleicht eine einmalige Meisterleistung bleiben. Neben grossen aufwendig produzierten Filmen haben wir auch dieses Jahr wieder Filme dabei, die extrem einfach sind: Ein Film, ein Typ, eine Einstellung, kein Schnitt, zu Hause mit miniDV-Heimkamera aufgenommen – und voilà. Deshalb heisst der Wettbewerb auch shnit open: Es ist ein offener Wettbewerb, an dem alle teilnehmen können und die besten schaffen es ins Programm.

Kurzum mit wenig allerhand auf den Punkt zu bringen – so stelle ich mir einen schnittigen Kurzfilm vor.

Olivier Bakker: Ein schnittiger Kurzfilm zeichnet sich einerseits dadurch aus, dass er sich ähnlich wie ein schnittiges Auto präsentiert. Andererseits schnittig, weil ein guter Kurzfilm wie ein Bild ist, welches man so stehen lassen kann und es besticht, da es funktioniert und genauso sein soll, wie es ist. Egal ob rasant, dramatisch, unter die Haut gehend, polarisierend oder einfach schön.

Das shnit-Festival in Sachen Wachstum eine Erfolgsgeschichte, die Besucherzahlen sind seit 2002 enorm gestiegen. Wie sind die Erwartungen an das Jahr 2008?

Olivier Bakker: Das Wachstum und die Popularität ist erstaunlich. Das wird natürlich nicht ewig weitergehen und soll es auch nicht. Die Erwartungen sind deshalb hauptsächlich, dass das Publikum die Kurzfilme im selben Mass schätzt, wie wir das tun. Denn die Kurzfilme in diesem Jahr, die sind wirklich: Hervorragend!

Das Wachstum und die Wichtigkeit widerspiegelt sich ja auch im Preisgeld, welches sich von 7000 im letzten Jahr auf 70'000 Franken verzehnfacht hat. Auch weil wir den Teilnehmern einen Preis bieten wollen, der ihren Leistungen entspricht. Gerade auch deshalb haben wir im internationalen Wettbewerb drei Kategorien eingeführt: So werden dieses Jahr der LONG JOHN, der MAGIC JACK und der SAMRT JOE vergeben. Die drei Namen stehen für die Kategorien unter vier Minuten, bis zehn Minuten und über zehn Minuten. Dies entspricht den Filmen viel mehr, denn die Erzählform eines Vier-Minüters ist eine andere als die eines 15-minütigen Films. Ob er als Animation realisiert ist, als Spielfilm oder als Clip ist dabei weniger entscheidend.

In vier Minuten bleibt wenig Zeit für Höhepunkte, eigentlich braucht es auch nur einen einzigen. In vier Tagen Festival gibt es jedoch mehrere davon. Was wird der Höhepunkt für das shnit-OK sein?

Reta Guetg: Die Kurzfilme auf der grossen Leinwand bleiben das Herzstück des Festivals. Die Spezialblöcke sind so divers, dass unterschiedlichste

Interessen angesprochen werden. Interessieren dich beispielsweise indische Independent-Filme, gehst du den NoMasala-Block anschauen. Für mich steht der Wettbewerb jedoch im Vordergrund. Denn es sind die Filme im shnit open, welche das Publikum auf eine Reise durch ungeahnte Welten mitnehmen. Ausserdem freue ich mich sehr auf den REALTIME-Filmwettbewerb, bei dem drei Filmmacher mit den gleichen Voraussetzungen live auf dem Festivalgelände dieselbe Geschichte mit denselben Schauspielern verfilmen. Ein einzigartiger Regie-Wettbewerb!

Neben den Kurzfilmen gibt es die Slam-Night, eine Filmkaraoke-Show und den Realtime-Filmwettbewerb. Braucht ein Filmfestival ein solches Programm?

Olivier Bakker: In meinen Augen braucht es diese Dinge, weil sie dem Besucher zeigen, was ein Kurzfilm alles zu bieten hat, wie divers das Medium sein kann. Der Gegenstand Kurzfilm ist diverser als man denkt. Und wenn man ein Festival ohne Interaktivität macht, kann man einfach ein Kino mieten, Licht ausmachen und Film zeigen.

Wir wollen, dass sich der Besucher sagt: shnit ist wieder da, vier Tage Programm, welches man sich reinziehen kann, vier Tage sprudelnde Atmosphäre. Und der Besucher ist beim shnit-Festival zentral. Er steht ja sogar im Rampenlicht, weil er bei der Preisvergabe mitgestaltet. Der REALTIME-Preis ist sogar ausschliesslich ein Publikumspreis. Das Publikum soll nicht eine graue Masse sein, die Film konsumiert. Es ist aktiv, es erlebt und bringt sich ein.

Info und Programm: www.shnit.ch



BÜHNE / LITERATUR

«es empfiehlt sich, mein buch laut zu lesen»

Von Sabine Gysi Bild: Solarplexus / Lisa Küttel

■ Für ein paar Augenblicke hält es den Atem an, das Publikum in der Barfussbar am letzten Sommerabend des Jahres; nur Fetzen von Musik von irgendwoher und eine Polizeisirene am Limmatquai unterlegen Pedro Lenz' Stimme. Die Holzbretter der alten Badeanstalt schaukeln mit der Limmat. Im nächsten Moment lachen alle verlegen los, denn Pedro Lenz sagt Dinge, die wir nicht ganz zu Ende zu denken wagen, Dinge, die wir im Alltag wie einen lästigen Mückenschwarm verscheuchen.

Pedro Lenz gibt diesen Gedankenfragmenten eine Gestalt. Präzise formuliert er, was wir eigentlich von der hippen kulturellen Veranstaltung in jenem Keller in Basel halten, wo man einfach hin muss. Was wir insgeheim wirklich über unseren Nachbarn denken. Er erzählt auch über jenen Jungen, der in der Schule immer gehänselt wurde, und der es jetzt zu etwas gebracht hat - weil er sich nie etwas daraus machte, was die Leute von ihm dachten. Pedro Lenz blickt beim Erzählen etwas traurig und etwas träge in die Welt, und wenn er «Dehr, das het mi möge» sagt, wobei er das «Dehr» charakteristisch langegezogen ausspricht, wird sein Blick noch eine Spur trauriger, während die Zuhörer schmunzeln.

Im Oktober veröffentlicht Pedro Lenz ein Buch. Ein Buch? Nicht etwa, dass er bisher nichts Geschriebenes veröffentlicht hätte: Verfasst er doch regelmässig Kolumnen für verschiedene Zeitungen. Auch sein «Lexikon der Provinzliteratur», das 2005 im Zürcher Bilgerverlag erschien, ist uns in bester Erinnerung. Da gibt es einen Gedichtband. Und trotzdem - in den letzten Jahren hat sich Pedro Lenz uns eingeprägt als einer, der auf den Bühnen des gesprochenen Wortes steht. Als Sieger von Poetry Slams. Wenn wir an Pedro Lenz denken, hören wir seine Stimme und sein melodisches Berndeutsch.

Nach den beiden Mundart-CDs «I wott nüt gseit ha. Monologe des Kummers» und «Angeri näh Ruschgift. Monologe der Leidenschaft» nun also

das Buch «Plötzlech hets di am Füdle», das im Cosmos-Verlag erscheint. Ein Mundart-Buch. Es wird einige Texte enthalten, die wir schon von der letzten CD kennen, aber auch neue Texte. «Es handelt sich um den Versuch, Spoken Word schriftlich festzuhalten. Freilich empfiehlt es sich, das Buch laut zu lesen», sagt Pedro Lenz dazu.

Beim Schreiben denkt Pedro Lenz immer daran, wie der Text gesprochen klingen würde: «Um meinen Rhythmus beim Lesen nicht zu verlieren, mache ich beim Schreiben immer dort Zeilenumbrüche, wo ich ein wenig Luft hole oder absetze. Ausserdem lese ich mir den Text beim Schreiben ständig laut vor. Und immer dort, wo ich den Eindruck habe, etwas passe rhythmisch nicht, ändere ich so lange, bis ich den Rhythmus gefunden habe, der mich logisch dünkt.»

Pedro Lenz blickt auf keine typische Schriftstellerlaufbahn zurück, wenn es denn eine solche gibt. Er war schon Maurer, Student der spanischen Literatur, Jugendarbeiter. Vielleicht ist dieser eigenwillige Weg die Voraussetzung dafür, dass wir nie etwas Abgehobenes in Pedro Lenz' Texten finden. Und wenn wir für einen Moment abheben beim Zuhören, dann landen wir ziemlich unsanft dort, wo wir herkommen: Nein, ich bin in Wirklichkeit keine verführerische Kubanerin, sondern ein Mädchen aus Bern; nein, wir waren nicht ganz im Tessin, sondern haben's knapp bis in den Jura geschafft.

Nicht genug der Auftritte und Publikationen: Pedro Lenz wirkt an verschiedenen Projekten aktiv mit, in deren Mittelpunkt das gesprochene Wort steht. Sie heissen «Hohe Stirnen», «Tintensaufen» und «Bern ist überall». Bei «Bern ist überall» ist der Autor Guy Krneta mit dabei. Gemeinsam mit ihm hat Pedro Lenz vor wenigen Wochen allabendlich das Geschehen am Zürcher Theater Spektakel kommentiert - in der Rolle eines Sportjournalisten, der sich in die Welt der Kultur wagt. Und gerade durch seinen unverbrauchten Blick den gestandenen Kulturjournalisten überflügelt.

Doch heute, in der Barfussbar, am letzten Sommerabend des Jahres, steht Pedro Lenz allein auf der Bühne. Er ahmt jetzt einen Secondo-Slang nach und wir merken, dass es nicht darum geht, sich darüber lustig zu machen, sondern dass er den Slang als eigenständige Sprache anerkennt, sich deren Besonderheiten und Rhythmen aneignet. Bis es plötzlich nicht mehr nachgeahmt klingt. Es ist nicht mehr Pedro Lenz, der da vorne spricht, und doch ist es unverkennbar Pedro Lenz.

Das neue Buch von Pedro Lenz ist ab Oktober erhältlich:

«Plötzlech hets di am Füdle». Cosmos-Verlag.

Donnerstag, 23. Oktober, 20:00 h

Buchvernissage in Zofingen
Buchhandlung Mattmann, Kirchplatz 14, 4800 Zofingen

Mittwoch, 5. November, 20:00 h

Buchvernissage in Bern
Thalia Bücher, Im Loeb, Spitalgasse 47/51, Bern

Donnerstag, 6. November, 20:30 h

Buchvernissage in Zürich
Orell Füssli am Bellevue, Theaterstrasse 8, Zürich

Die Website von Pedro Lenz:
www.pedrolenz.ch

Texte, mit denen Pedro Lenz und Guy Krneta am diesjährigen Theater Spektakel auftraten:
www.theaterkritik.ch

Immer
mehr Firmen
inserieren im
ensuite.
Warum wohl?

www.ensuite.ch

Monatsverlosung



**Illustrative
08 Zürich**

ensuite - kulturmagazin verlost 2 x 10 Festivalpässe für die **ILLUSTRATIVE 08 IN ZÜRICH**

Vom **18. Oktober bis zum 26. Oktober 2008** findet in den Messehallen in Zürich die **ILLUSTRATIVE, das 4. Forum für illustrative Kunst und Grafik**, statt. Die **ILLUSTRATIVE** ist das einzige Kunstforum weltweit, das die aktuellen Tendenzen und die gesamte Bandbreite der künstlerischen Illustration und Grafik im Rahmen einer Ausstellung zusammenführt. Die illustrative Kunst ist frisch, humorvoll, zugänglich: Das Spektrum der auf der **ILLUSTRATIVE** gezeigten Arbeiten reicht von psychedelischen Wandmalereien und erotischer Neo-Pop-Art über monumentale Stadtpanoramen bis zu Zeichnungen von fast fotorealistischer Schärfe. Die besondere Sensibilität für gestalterische Qualität und der Mix aus analogen und digitalen Techniken verleihen der illustrativen Kunst eine spezielle Progressivität, die seit einiger Zeit die Entwicklung der Gegenwartskunst entscheidend mitprägt. Die neueste Ausgabe der **ILLUSTRATIVE** hat sich gegenüber den Vorjahren erweitert. Sie umfasst einen zentralen Ausstellungsbereich, Sektionsausstellungen, temporäre Projekträume sowie ein Forum für Präsentationen und Gespräche.

Teilnahmebedingungen: Einfach den untenstehenden Talon per Post an die Redaktionsadresse einsenden. Einsendeschluss ist 15. Oktober 2008. Pro Teilnehmer gilt nur ein Talon. Nicht teilnahmeberechtigt sind VerlagsmitarbeiterInnen, Redaktionsmitglieder von ensuite - kulturmagazin oder der interwerk GmbH und deren Angehörige. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

**Einsendeschluss ist
der 15. Oktobär 2008**



Ich nehme an der Eilverlosung der Illustrative-Festivalpässe teil:

TALON: ILLUSTRATIVE 08

Herr / Frau _____

Vorname _____

Adresse _____

PLZ / Ort _____

E-Mail _____

Unterschrift _____

Ausschneiden und einsenden an:

ensuite - kulturmagazin | Sandrainstrasse 3 | 3007 Bern BE

ensuite

1 von 311 Haltestellen:

Tierpark.

BERNMOBIL





BÜHNE

calamity jane - cd-taufe im westernsaloon

Von Gabriela Wild Bild: zVg.

Am Freitag, 19. September, wurde das Hörbuch «Calamity Jane - Briefe an meine Tochter» von Sylvia Garatti in einer richtigen Wildwestshow im Tojo getauft. Sylvia Garatti hielt ein Streichholz an die quer über die Bühne verlaufende und in einem Pulverfass endende Zündschnur. Gebannt starrte das Publikum auf die sich langsam vorwärtszüngelnde Flamme. Als sie zum Pulverfass hochkroch, hielten sich die Ersten die Ohren zu. Würde die Explosion den Deckel wegsprengen und ein Call-girl in Glitzerkostüm, behängt mit Calamity-Jane-CDs, hervorbringen? Nichts dergleichen geschah. Mit schnödem «pfft» erlosch die Flamme im Fass. Das Licht im Saal ging an. «Was habt ihr denn gedacht», rief Frau Garatti ins Mikrofon, «wir sind hier in einer Wildwestshow!» Ein Riesenbluff also! Etwas Erleichterung über die geschonten Trommelfelle war dennoch auszumachen.

Kein Bluff ist die CD, die Garatti mit ihrer Crew präsentierte, bestehend aus der Schauspielerin Patricia Bornhauser, dem Musik-Geräuschemischer Martin Hägler und dem Produzenten Bobby Gertsch, sowie Jasmina Courti, Susanne Garatti und Veronika Neruda, sondern ein gelungenes Hörbuch: «Calamity Jane - Briefe an meine Tochter». Das legendenumwobene Flintenweib Martha Jane Cannary, genannt Calamity Jane, schrieb in tagebuchähnlichem Stil Briefe an ihre Tochter Janey, die sie nicht selber grossziehen konnte. Die Briefe wurden nach Marthas Tod veröffentlicht und erschienen 1980 im Stroemfeld Verlag, Basel und Frankfurt a. M., erstmals auf Deutsch. Sie bilden eine Mischung aus Tagebuch, Abenteuerbericht und Zeitdokument. Über 25 Jahre lang schrieb Martha Jane Briefe, die sie nie abschickte.

Erst nach ihrem Tod sollte die Tochter die Briefe erhalten und somit erfahren, wer ihre Mutter war. Sylvia Garatti liess sich von den Texten inspirieren, tauchte in die Cowboy-Colt-Calamity-Welt ein und verlor während der jahrelangen Recherchearbeit ihr Ziel nicht aus den Augen: Nämlich ein Hörstück zu produzieren, das das Western-Genre um eine weibliche Perspektive bereichert. Dabei ging es ihr weniger um die historische Person der Martha Jane Cannary - ihre biografischen Daten lassen sich schwerlich genau überprüfen - als vielmehr um die schillernde Figur Calamity Jane, die in erstaunlich literarischem Ton aus ihren Briefen spricht.

«28. September 1877. Wieder ist ein Tag vorbei, Liebes. Nein, tatsächlich sind es drei Tage her, seitdem ich dir zuletzt geschrieben habe. Es ist Nacht und ich sitze neben meinem Lagerfeuer. Mein Pferd Seiton ist in der Nähe angepflockt. Du solltest ihn sehen mit seinen weissen Fesseln und dem weissen Fleck zwischen den Augen. Das Licht des Feuers spielt auf seinem schlanken Hals und seinen glänzenden muskulösen Schultern. Er sieht aus wie der Inbegriff aller Schönheit. Ich bin so stolz auf ihn. Dein Vater hat ihn mir gegeben. (...) Ich kann Koyoten, Wölfe und das Stakkatoheul der Hunde in der Nähe der Indianerlager hören. Es gibt Tausende von Sioux in diesem Tal. Aber ich habe keine Angst vor ihnen. Sie denken, ich bin ein verrücktes Weib und belästigen mich nie.»

Mit Patricia Bornhauser hat Sylvia Garatti die Idealbesetzung für Calamity Jane gefunden. Bornhausers dunkle Erzählstimme suggeriert dem Hörer das Bild einer gestandenen Frau. Man nimmt ihr die harten Arbeiten als Postkutschenfahrerin,

Schienenlegerin oder Kundschafterin der Armee ab. Bornhausers Stimme fehlt aber auch der warme, mütterliche Ton nicht, so dass die zärtliche Seite von Calamity Jane ebenfalls zum Tragen kommt.

Martin Hägler untermalt die Lesestücke mit einer assoziativen Klang- und Geräuschemontage, die mit Westernklischees spielt, ohne ihnen zu verfallen. Er zitiert typische Instrumente der Country-Musik wie die Mundharmonika, die Zither oder das Banjo. Mit sphärischen Klängen erzeugt er eine Lagerfeuerstimmung oder lässt an das Heulen der Wölfe erinnern. Und hört man da nicht die Pferde über die Prärie traben? Hägler unterstreicht dezent das Erzählte mit Geräuschen und verleiht dem Hörstück stellenweise Hörspielcharakter. Perkussive Tafelmusik nennt er den Sound, den er auf seinem selbstgebaute Instrument produziert.

«Calamity Jane - Briefe an meine Tochter» ist ein wunderbar stimmiges Hörstück über eine schuss-sichere und schlagfertige Westernheldin, die oben-dreien noch kochen konnte. In den Briefdokumenten fehlt auch ein Omeletten-Rezept nicht. Zum Nachkochen empfohlen!

Die CD kann bei Sylvia Garatti unter calamity.jane@gmx.ch oder beim Verlag www.hoermal.ch bestellt werden.

Calamity Jane - Briefe an meine Tochter
Regie und Produktion: Sylvia Garatti
Stimme Calamity Jane: Patricia Bornhauser
Klänge und Musik: Martin Hägler
Aufnahme und Schnitt: Bobby Gertsch
Erschienen im hörmal.ch-Verlag



BÜHNE

arsch contra vernunft

Bilder: zVg. / Die Lüge und Mama Bumba

Von Magdalena Nadolska – Die werkstatt 14a feiert diesen Monat gleich zwei Premieren im Berner Tojo

■ Eine alleinerziehende Mutter von zwei kleinen Kindern entscheidet sich eines Morgens, vor ihrem ritualisierten und stumpfen Leben wegzulaufen. Auf der Flucht vor dem inneren Tod, der ihr durch den alltäglichen Wahnsinn droht, begibt sie sich auf eine abenteuerliche, träumerische Reise ins Unbekannte. Begleitet wird sie von Mama Bumba, ihrem Alter Ego, welcher sich als der sprechende Hintern der Frau entpuppt. Die zwei Figuren haben absolut gegensätzliche Bedürfnisse und es kommt ständig zu Reibungen. Als Mama Bumba auch noch den Tangoman ins Spiel bringt, geht das der Frau eindeutig zu weit. Moral und Pflichtgefühle ihrer Vergangenheit machen sich bemerkbar und die unersättliche Lebens- und Liebeslust von Mama Bumba wird unerträglich. Wird die Frau ihrem Alltag für immer entfliehen oder findet die Reise lediglich in ihrer Phantasie statt?

«Mama Bumba, mein Hintern, der Tango und ich», ein Tango-Theater von und mit Fabienne Bieber, breitet den Zwiespalt der Sehnsüchte und Pflichtgefühle einer alleinerziehenden Mutter aus. Bis es zur Uraufführung in Luxemburg kam, hatte das Projekt einen zweijährigen Entstehungsprozess hinter sich: «Zunächst hatte ich gar nicht vor, ein Stück zu schreiben; am Anfang gab es lediglich persönliche Notizen und eine Form von Tagebucheinträgen. Es gab aber auch bereits die fiktive Grundlage von «was wäre, wenn...». Also was wäre, wenn ich eine Frau wäre, die eines Tages auf den Zug geht und alles hinter sich lässt. Wo würde ich hingehen? Was würde ich machen? Ich habe Spass an diesem Kino in meinem Kopf gefunden, es war eine Art Flucht aus meinem Alltag. Je mehr ich geschrieben hatte und je mehr Phantasien ich entwickelt hatte, desto mehr interessierte es mich, daraus ein Stück zu machen», erzählt Bieber über den Anfang des Projekts. Die Zeitung «Luxemburger Wort» schrieb dann über die erfolgreiche Uraufführung: «Fabienne Bieber bringt als Autorin und

Schauspielerin die Problematik weiblicher Identität in der postmodernen, postfeministischen Zeit in einer ungemein prägnanten, tragikomischen und (besonders aus Frauensicht) selbstironischen Form auf die Bühne des Kasemattentheaters.»

Die aussergewöhnliche Situation von Autorin und Schauspielerin in Personalunion hat sie gemeinsam mit dem Regisseur Eberhard Köhler spielerisch gelöst: «Wir hatten im Vorfeld abgemacht, dass wir meine Person «trennen». Es gab die Autorin Fabienne und die Schauspielerin Fabienne. Wir machten immer ganz klar fest mit wem wir es gerade zu tun haben.»

Der Tango (Choreografie Luc Müller) ist im Stück präsent, wird jedoch sparsam eingesetzt: «Die Tanzeinlagen sollen etwas Neues erzählen, einen anderen Aspekt beleuchten, der nicht über Sprache oder Inhalt geht. Diese von Ehrgeiz, Vernunft und Verantwortungsgefühl zerfressene Frau begegnet ihrem verantwortungslosen Hintern, der nur an sich und seine eigene Befriedigung denkt. Der Tango stellt eine Einheit her», so Bieber über diese dritte Ebene des Stücks. «Im Tango kommt eine Sinnlichkeit zustande, die der Frau wirklich helfen kann: Ein Loslassen und gleichzeitiges Gehen-Sein.» Neben den Darstellern Luc Müller und Piotre Tollik sieht Fabienne Bieber einen weiteren Spielpartner im Bühnenbild (Piotre Tollik): «Der Kubus lässt sich verwandeln und ganz unterschiedlich bespielen. Er ist wie ein Spielplatz und nicht nur Dekor oder Hintergrund.»

Das Ensemble der werkstatt 14a wird diesen Monat auch in einem weiteren Stück zu sehen sein. Die zweite Premiere im Tojo trägt den Titel «Die Lüge oder es wird immer wärmer Teil 2» und stammt von Nina Engel und Luc Müller. Die beiden möchten das Thema Lüge in Zusammenhang mit Theater erforschen und stellten sich folgende Fragen: «Ist Theater eine Lüge? Lügt man, wenn man eine Rolle spielt? Kann Theater ohne Lüge, ohne

Schein existieren? Braucht es Wahrheit, um authentisch zu sein?» In der Umsetzung suchte das Team mit Regisseurin Luise Helle nach einer Natürlichkeit und Unmittelbarkeit im Spiel. Das Stück ist in einer Sprache geschrieben, die vieles offen lässt und zwischen den Zeilen spricht. Ergänzt werden Sprache und Spiel durch die Livemusik von Cédric Monnier, welcher Synthesizer-Klangwelten eröffnet. Der Inhalt des Stücks behandelt die Klimaerwärmung: Das Land hat grosse Schwierigkeiten, da es immer wärmer und den Menschen heiss wird. Der Präsident belügt das Volk und lässt es glauben, dass alles in Ordnung sei. Doch das Land steht in einem Beinahe-Krieg mit den Nachbarländern, das Wasser wird knapp und die Lage fordert dringend Lösungen. Um das Klimaproblem zu lösen, wollen die Minister 500'000 Menschen in Kühltruhen sperren, denn zu viele Menschen produzieren zuviel Körperwärme. Doch jeder denkt nur an Macht und Intrigen, Lösungen sind zu teuer und zu kompliziert. Alle Pläne, die Welt zu retten, scheitern daran, dass die Welt untergeht. Als der Präsident am Ende die Wahrheit sagt, glaubt ihm niemand mehr.

«Mama Bumba, mein Hintern, der Tango und ich»

1. - 4. Oktober, 20:30h

Ermässigt Eintritt für alleinerziehende Mütter oder Väter! Am 4. Oktober gibt es einen Tango-Ball im Anschluss an die Vorstellung.

«Die Lüge oder es wird wärmer» Teil 2

8., 10. und 11. Oktober, 20:30h

12. Oktober, 19:00h

10. und 11. Cocktailbar und DJs im Anschluss an die Vorstellung

www.werkstatt14a.com
www.tojo.ch



BÜHNE

tanz in. bern

Von Kristina Soldati - Frische oder eine Neuauflage des alten Festivals? Bild: Anna Huber / Foto: Caroline Minjolle

■ TANZ IN. BERN löst das Festival Berner Tanztage ab. Mit dem neuen Festivalleiter Roger Merguin und anschliessend mit drei beteiligten Choreografen sprach *ensuite - kulturmagazin*. Vom Festivalleiter wollte es wissen, was er am Konzept weiterzuführen und was er zu erneuern gedenke.

Roger Merguin: Innerhalb von zwanzig Jahren haben es die Berner Tanztage geschafft, sich als eine Art Institution in der Schweiz zu etablieren. Sie entwickelten eine grosse Dynamik, weckten die freie Tanzszene, die sich vor zwanzig Jahren erstmals wirklich manifestierte.

Diese Frische möchte ich dem Festival wieder zurückgeben. Ich werde neben etablierten Choreografen wie Susanne Linke und Jean-Claude Gallotta auch internationale Neuentdeckungen präsentieren, die ich gerne mit dem Berner Publikum teilen möchte. Es wird eine stilistische Vielfalt geboten, die experimentelle Werke, Installationen aber auch bewährten Tanz umfasst. Damit das Publikum nicht nur die namhaften Produktionen herauspicken muss, haben wir einen Festival-Pass eingeführt, der während drei Wochen erlaubt, so viele Stücke zu schauen wie man will. Das soll die Lust am Experiment erhöhen und zum Ausprobieren ermutigen. Die Bandbreite des zeitgenössischen Tanzes, von den neuen Choreografen über die Grand Dame des Tanztheaters, Susanne Linke, bis hin zu einem Tanzparcours in der Stadt Bern soll erlebbar und bezahlbar sein.

ensuite - kulturmagazin: Und das drei Wo-

chen lang. Mit bis zu zwei Vorstellungen täglich ist TANZ IN. BERN anspruchsvoller als das vorangehende Festival. Wie schafft Ihr das?

Der Beitrag der Stadt Bern wurde schon vor dem Ende der Berner Tanztage von 80'000 auf 200'000 Schweizer Franken aufgestockt und wir können auch auf die Unterstützung des Kantons Bern zählen. Dann haben wir ein Fundraising für TANZ IN. BERN gemacht. Wir wollten uns aber nicht nur in die Abhängigkeit von Sponsoren begeben und setzen auf die Zusammenarbeit mit lokalen Institutionen wie der Tanzaktiven Plattform, dem Institut für Theaterwissenschaften, der HKB, dem Stadttheater und anderen. Auch Botschaften der Gastländer konnten wir für das Programm begeistern. Wir nutzen auch Synergien mit der Dampfzentrale, ihrer Verwaltung und technischem Personal.

Dem Festivalzentrum rund um die Dampfzentrale wird ein neues Gesicht verliehen, das Publikum wird sofort die Festivalstimmung erleben können - hier sei nur die Geisterbahn vor der Dampfzentrale erwähnt. Zur Auffrischung des Festivals gehört wohl auch, dass ihm durch die neue Leitung eine neue Handschrift verliehen wird. Ich schätze Ironie, Intelligenz und Humor beim Zugang zu Tanzstücken. Das Gesamtkunstwerk, in dem der Tanz sich vertieft an verschiedenen Kunstformen wie Installationen, bildender Kunst, Video, Literatur und Musik bedient, sich also in einen zeitgenössischen Kontext stellt, ist ein Schwerpunkt, den ich dabei setze.

Nun, das tat auch schon das Tanztheater; und der neue Konzepttanz, der so arbeitet, befriedigt nicht alle Zuschauer.

Ich setze auf eine gute Information über das Programm und hoffe, dass Qualität einfach geschätzt wird. Deshalb bieten wir Publikumsgespräche an, Stückerführungen öffnen Einblicke in die Werke. Stückausschnitte sind auch auf unserer Website zu finden - niemand soll auf eine falsche Fährte geleitet werden. Transparenz ist uns sehr wichtig.

■ **Jean-Claude Gallotta und der Optimismus der Jugend** Copyleft ist das Motto der ersten Ausgabe des TANZ.IN BERN Festivals, der Nachfolge der Berner Tanztage. Was soll kopiert werden, was aufgefrischt, um kein Abklatsch zu sein? Nicht nur Festivalleiter Roger Merguin, sondern auch viele Künstler scheinen sich mit ihrer Tradition auseinanderzusetzen zu wollen. Jean-Claude Gallotta, seit über 25 Jahren Leiter des Centre Choréographique National de Grenoble, hat sein frühes Stück *Ulysses*, das grosse Beachtung erfuhr, wieder hervorgeholt. Der Choreograf erzählt *ensuite - kulturmagazin*, wie das Anknüpfen und Neuschöpfen im jüngsten Werk «*Cher Ulysses*» inhaltlich und stilistisch bedeutsam ist.

Jean-Claude Gallotta: *Ulysses* habe ich 1981 kreiert, nach meinem USA-Aufenthalt, wo Cunningham und seine Neubehandlung des Raums und der Zeit einen grossen Eindruck auf mich machten.



Dampfzentrale
Bern

TANZ INTERNATIONAL BERN®

COPYLEFT

DAS NEUE ZEITGENÖSSISCHE TANZFESTIVAL
DER DAMPFZENTRALE
15. OKTOBER – 2. NOVEMBER 2008

Susanne Linke (D) «Schritte verfolgen (2007)» — Rachid Ouramdane (F) «Loin ...» — Augtherlony/Emch/Fistarol/Kapusta/Smith
«Geisterburger» — Olga de Soto (B) «histoire(s)» — Karin Hermes (CH) «Flügel an Flügel» — Olivier Dubois (F) «Faune(s)» —
Alain Buffard (F) «(Not) A Love Song» — Vincent Dupont (F) «Hauts Cris (miniature)» — Cie. Willi Dorner (A) «bodies in urban spaces» —
Boris Charmatz (F) «La danseuse malade» — tanz aktive plattform & Dampfzentrale «Copy-Battle» — Alias (CH) «Approcher la poussière» —
Anna Huber (CH) «Eine Frage der Zeit» — Fabrice Lambert (F) «Gravité» — Jean-Claude Gallotta (F) «Cher Ulysse» — Stadttheater Bern:
Kylíán/Armitage/Marston — Specials: Institut für Theaterwissenschaft – Universität Bern: Symposium «Original und Revival – Geschichts-
Schreibung im Tanz» — ProTanz: Schweizer Tanz- und Choreografiepreis 2008

VVK: WWW.STARTICKET.CH

INFOS: WWW.DAMPFZENTRALE.CH

KulturStadtBern



KUNST UND KULTUR STADT BERN

MEDEIAPARTNER:
Der Bund

MIGROS



FRANCE DANSE EUROPE

Städt. Theater Bern

HOTEL BERN

ProTanz

Stadt Theater Bern

Logo of Stadt Theater Bern.

Logo of Stadt Theater Bern.

Logo of Stadt Theater Bern.

Logo of Stadt Theater Bern.

Es ist ein flinkes, zuversichtliches und verspieltes Stück mit weissgekleideten Tänzern vor weissem Bühnenbild. Es würfelt das klassische Vokabular ebenso wie das des modernen Tanzes durcheinander.

Die fließende Bewegung, die das gesamte Stück durchzieht, ist wie eine aufgedrehte Version vom Limon-Stil. Haben Sie alle vorzufindenden Stile dekonstruiert?

Das ist interessant. Ich habe selbst nie Limon gemacht, aber das Schrofke bei Cunningham hat mich so abgeschreckt, dass ich vielleicht in diese Richtung geflohen bin. Die Schaffensjahre danach lassen sich fast wie eine Abwendung vom Ulysses verstehen. Es folgten interdisziplinäre Stücke - ich hatte vor dem Tanzen bildende Kunst studiert -, auch filmische Werke. Und vor allem pessimistische...

Das Tanzstück «Cher Ulysses» ist also ein bewusstes Wiederanknüpfen, doch mit Abwandlungen?

Bei der neuen Version habe ich das Originalwerk technisch und stilistisch sehr reduziert. Die Gesten und Zeichen habe ich so weit vereinfacht, dass sie auch für Amateure ausführbar wurden. Denn meine derzeitige Compagnie umfasst sowohl junge ausgebildete Tänzer als auch Amateure. Die Frage war, sie miteinander zu konfrontieren, zu sehen, was ihnen gemeinsam war, und zu vermitteln. Ich mag zwar Technik, aber die Tänzer müssen sie auch wieder loslassen können. Die auch altersmässige Mischung der derzeitigen Gruppe finde ich interessant. Was ich beibehielt, ist das allumfassende Weiss des Bühnendekors und die verspielte

ungebrochene Dynamik. Die Wiederaufnahme von Ulysses ist also eine Art Paradox: Obwohl die Hoffnungen meiner jungen Jahre auf die Korrigierbarkeit der Welt argen Blechschaden erlitten, habe ich den ursprünglichen Elan aufgegriffen. Manchmal ist dieser Elan dann wie ein Leerlauf, er setzt sich fort, weil die Maschinerie einmal in Fahrt kam. Die Ambiguität spiegelt sich im Dekor wieder: Die grossen weissen Segeltücher rings um die Bühne sind nur halb gehisst, sozusagen auf Halbmast. Sind sie halb hoch oder halb runter, oder ist die Maschinerie kaputt?

Bei so viel verkopftem Tanz derzeit wird der Zuschauer sich über Ihre Bewegungslust freuen...

Ich kann die zeitgenössische Tendenz dennoch nachvollziehen. Es gibt künstlerische Moden, die man durchstehen muss. Es gibt darunter interessante Vorschläge. Allerdings wagt man heute kaum, ein Optimist zu sein und der Bewegung zu frönen. Ich denke, der Mensch hat derzeit einen Hauch Schwung verdient, ein Durchatmen. Kurz, ich fühle mich auf den Festivals am wohlsten, wo die Vielfalt waltet.

■ **«Die Präzision in der Subjektivität» bei Alias**
Der diesjährige Schweizer Tanzpreis geht an Guilherme Botelho und seine Compagnie Alias. Der Genfer Choreograf hat die Schweizer Tanzlandschaft seit den 90ern geprägt und sich einen guten Ruf auch im Ausland gesichert. Wir werden im Rahmen des Festivals TANZ IN. BERN die Gelegenheit haben, die Preisverleihung und sein jüngstes Werk «Approcher la Poussière» zu erleben:

Ein Tag wie jeder andere entfaltet sich auf der kargen Bühne. Ein Mann arbeitet zu Hause am Computer, die Frau betritt die Wohnung, worauf er bald aufbricht. An einer Haltestelle ruft er ein Taxi und fährt zum Hautarzt. Die ersten zehn Minuten zeigen diesen gewöhnlichen Tag mit wenigen markanten Bewegungen in einer dekorlosen Szene, ganz ohne Tanz. Nach der Heimkehr des Mannes wiederholt sich die Episode wie ein Reigen, und es kommen Feinheiten und kleine getanzte Abwandlungen zum Vorschein. Als ob beim näheren Hinsehen die Beschaffenheit der Oberfläche sich preisgäbe: «Approcher la Poussière» ist eine Schule des Sehens.

Guilherme Botelho: Das Thema des Stückes ist die Realität hinter der Realität. Wie die nähere Untersuchung unter dem Mikroskop eine neue Wirklichkeit aufdeckt, so lüften scheinbar normale Begebenheiten so manches psychologische Geheimnis und Unausgesprochenes. Und die Struktur des Stückes folgt dieser Thematik. Mit jeder Wiederholung uferf die Episode an der einen oder anderen Stelle aus.

Die Einschübe und Abwandlungen an diesen überbordenden Stellen sind reine Bewegungssequenzen. Sie sind sehr ausdrucksvoll und verraten viel vom jeweiligen Seelenzustand der betroffenen Person. Die Geschichte selbst wird dagegen von recht schauspielerischen Bewegungen vorangetragen.

Ich habe da wirklich keine Prioritäten. Ich arbeite sehr wenig am Bewegungstext. Aber reine Bewegung? Ich verstehe nicht, was reine Bewegung

Bild: Tanzkompanie Alias / Foto: Jean-Yves Genoud



AUSBLICK TANZ

MAFALDA in Zürich

■ Wie kann sich der Körper den Raum einverleiben? Eine gute Idee hat da die Company MAFALDA, wenn sie ihre Tänzer durch von der Decke hängende Klebestreifen schleust. Raum als Behinderung von Bewegung wird schöpferisch nutzbar: Bleiben die Streifen haften, ist eine Raumlandschaft geschaffen und in die Körperhülle integriert. Dass die Idee sich nicht nur in starken Bildern niederschlägt, sondern auch die Tanzsprache der Beteiligten bestimmt, ist zu hoffen. Die bewegungsgewandte Choreografin Teresa Rotemberg zeigte kürzlich in Bern4 am Theater diese Stärke.

Tanzhaus Zürich, Wasserwerkstrasse 129
9., 10. und 11. Oktober, 20:00 h
12. Oktober 18:00 h

Gast in Luzern

■ Nanine Linning ist eine vielfach gepriesene Choreografin aus Amsterdam. Sie schloss an der Rotterdam Danse Academie ab und wurde Hauschoreografin am berühmten Scapino Ballett. Nun kann man sie als Gastchoreografin in Luzern mit «Cry Love» erleben. Sie setzt Körper gerne mit Wucht ein, der Schwung wird trotz aller menschlichen Zerbrechlichkeit in der Thematik gewiss nicht zur Unkenntlichkeit zerpfückt. Luzerner Theater, Theaterstrasse 2
11., 16., 19., 24. und 29. Oktober, 19:30 h

TANZ IN. BERN

■ Das vielfältige Programm des neuen Festivals rät zum Aussondern, denn Installation-Performance steht neben Tanztheater und Ballett - oder zum Ausprobieren. Auch die Künstlerin Anna Huber steuert eine Premiere bei mit ihren ehrlich suchenden, wenn auch oft verhaltenen Bewegungsstudien. Dampfzentrale, Marziliistrasse 47, Bern
15. Oktober bis 2. November

ist. Für mich kann eine kleine Geste, eine einfache Pose so treffend und rein sein. In meinen Augen geht es darum, die Präzision in der Subjektivität des Einzelnen nachzuzeichnen und herauszubilden, selbst wenn das paradox klingt. Ich suche im Alltag. Er ist mein Forschungsfeld und meine Inspirationsquelle, was die Essenz der Company Alias ausmacht. Die Tänzer und ich gehen zum Bahnhof und studieren Persönlichkeiten. Deshalb interessieren mich auch Tänzer, die sich nicht hinter ihrer Technik und einem erlernten Stil verstecken. Jeder Tänzer trägt ein gewisses Gepäck an Bewegungen mit sich herum, das ihm das Leben aufgebürdet hat. Wenn er aus dieser individuellen Sammlung auspacken kann, schätze ich das.

Das macht Ihre Stücke dann entsprechend eklektisch. Jeder hat seine charakteristische Bewegungssprache. So faszinierend das ist, birgt das nicht auch choreografische Einschränkungen? Sie werden wohl beispielsweise kaum einmal dieselbe Bewegungsphrase teilen?

Doch, das habe ich einmal für mein Stück «Frankenstein» genutzt. Da defilieren Frauen in hautfarbenen Plastikkorsetten und -busen. Trotz ihres unterschiedlichen Wuchses sind sie in die identische Grösse gepfercht. Sie reihen uniform den gleichen Tanzschritt. Das kann sehr eindrücklich sein...

Zurück zu Ihrem Werk «Approcher la Poussière». Die Reaktion des Mannes im Stück an einer Stelle der Episode, die Sie in einer Tanzsequenz unter die Lupe nehmen, ist wie elektrisiert, wie unter Strom. Das haben Sie doch nicht im Alltag gefunden, oder?

Naja, nach dem Alltagsfund kommt die Arbeit, wir entstellen und verfremden das Material.

Dann mögen Sie wohl auch Pina Bausch?

Ja sicher. Sie ist grossartig. Sie sagte einmal, sie schätze Tanzbewegungen zu sehr, um sie beständig einzusetzen und abzunutzen. Der Tanz und seine Bewegungen sind wie ein festliches Kostüm. Es kommt nur bei ausgewähltem Anlass zur Geltung. Aber beeinflusst bin ich wohl auch durch Filme von David Lynch.

■ **Karole Armitage zurück in der Schweiz** Karole Armitage liefert im Rahmen des Festivals TANZ IN. BERN tanztechnisch den anspruchsvollsten Beitrag. Kein Wunder, wurde sie doch auch schon von Rudolf Nureyev an der Pariser Oper für Choreografie beauftragt, von Mickail Baryshnikov für das ABT. Nach den Durchlaufproben ihres jüngsten Stücks in Bern beantwortet sie Fragen zur Herkunft ihres Stils. Sie erzählt von den Anfängen ihrer professionellen Laufbahn in der Schweiz.

Moderne Bewegungen hat die Amerikanerin zu den Balanchine-Zeiten der Genfer Company in den frühen 70ern als Solistin nicht vermisst. Sie kannte modernen Tanz gar nicht. (Erinnern wir uns, die Spaltung zwischen Ballett und modernem Tanz war in Amerika, und nicht nur dort, tief. Man sprach sich nicht, man sah sich nicht.) Sie wollte allerdings beim Tanzen schon etwas mit unserer Zeit zu tun haben. So brachte ihre Schweizer Kollegin

sie nach New York und setzte sie in eine Vorstellung der Merce Cunningham Company. Von dort kehrte sie nicht mehr zurück. Sie tanzte für Merce sechs Jahre lang.

Was sie von seiner Arbeit erben möchte? «Seinen hierarchiefreien Raum», antwortet Karole Armitage. Er war nicht voreingenommen, welche Stellen der Bühne zwecks Wirkung vorzuziehen seien. Sie sind alle gleichwertig, wie auch seine Tänzer, am liebsten hätte er auch einen variablen Blickwinkel des Zuschauers. Überraschende Tänzer-Konstellationen hatten so eine Chance, wir wissen, dank Cages Zufallssystem, eine reelle. In Karole Armitages neuem Stück ist allerdings nichts dem Zufall überlassen, schon gar nicht Konstellationen: Die Formationsverliebtheit Balanchines schlägt immer wieder durch. Wir sehen mal gerade Linien quer über die Bühne ziehen oder blumige Rankungen eines sich anfassenden Quartetts. Seine dekorativen Arm-Bein-Verflechtungen zitieren die Serenade Balanchines, das grosse Vorbild der Choreografin. Ob Karole Armitage sich der Unangepasstheit ihrer ausladenden Bewegungsphrasen in Zeiten der Fragmentierungen bewusst ist? «Naja. Der Tanz hat in den 60ern mit der Postmoderne bewiesen, dass er unabhängig ist. Keine Story, keine Musik, keine Bedeutung, keine Virtuosität. Nun kann man bewusst wieder an solche überholt geglaubten Werte anknüpfen», meint sie. «An musikalische Phrasen wie beim frühen, romantischen Janacek?» Diese Frage lockt sie aus der Reserve. «Ja und nein, Phrasen sind ja schon der Bewegung inhärent... Phrasen sind vielleicht meine choreografische Eigenart überhaupt. Nicht die Posen sind mir wichtig, sondern wie man hinkommt. Bei mir sind es Kurven und Kreise. Das hat mich lange Jahre gekostet, dem Ballett das einzubauen. Den Weg der Kurven und Kreise in den Tänzern zu verankern, in ihrem Zusammenspiel herauszuarbeiten und ihn spüren zu lassen, war eine Herausforderung. Auch hier am Berner Ballett.» Bleibt abzuwarten, ob sich das Publikum von den Posen und akrobatischen Hebungen nicht täuschen lässt - denn: Der Weg ist das Ziel. Ein Tipp: Man folge den Kurven - auch wenn sie in die Luft gemalt und ephemere sind.

Und mit einem liebenswerten, unschuldigen Blick fragt sie zum Abschied: «Wer hat noch mal mit fragmentierten Bewegungen was Interessantes gemacht?», und dann: «Ähm ja, und ausser Forsythe?»

WWW.TANZKRITIK.NET

Die nächsten Folgen von «Tanz der Gegenwart»:

- 5. Folge: Multikulti-Stilmix
- 6. Folge: Betanzte Plätze
- 7. Folge: Software & Tanz

Sie wissen
nicht wohin?
abo@ensuite.ch



BÜHNE

barsch und egli und ihr fisch

Von Barbara Neugel Bild: zVg.

■ Die beiden biedereren Angler Barsch und Egli hecheln einem kleinen Fisch hinterher, der ihnen von einer übermütigen Truppe von Artistinnen und Artisten stibitzt worden ist. Die beiden Biedermänner schaffen es, die Zirkusleute durcheinander zu bringen. Aber diese drehen den Spiess um und führen Barsch und Egli unversehens an der Nase herum. Alle zusammen tauchen ein in eine zauberhafte Zirkuswelt.

«Eintauchen» heisst das aktuelle Programm des Circus Monti. Eintauchen heisst es auch fürs Publikum - eintauchen in die Geschichte um Barsch und Egli, eintauchen in diese Zirkuswelt. Und diese Zirkuswelt ist eine etwas andere, eine leise, feine, poetische. In dieser Welt werden Elemente des klassischen Zirkus verwoben mit Kleinkunst. Da ist Komödiantisches, Gauklerhaftes, Tänzerisches. Und da ist Musik, jazzig-funkig-folkige Musik, die eigens für das jeweilige Programm komponiert wird.

Um die beiden Fischer ist grosse Zirkuskunst zu sehen. Da wirbeln und springen Artistinnen und Artisten durch die Manege, da turnen und jonglieren sie, dass es eine Freude ist. Und immer wieder tauchen Barsch und Egli auf, auf der Suche nach ihrem Fisch... Die Zuschauerinnen und Zuschauer werden nach und nach entführt in eine (trockene)

Unterwasserwelt mit leuchtenden Quallen und Phantasiegeetier. Eine Meerjungfrau bekommt's mit einem Sägefisch zu tun. Wenn das nur gut geht. Aber allzu viel soll hier nicht verraten werden. Nur soviel: Niemand nimmt Schaden, alle tauchen wieder heil in die Alltagswelt auf. Die Zuschauerinnen und Zuschauer tummeln sich, bevor sie den Heimweg antreten, im Foyer und atmen noch ein wenig Zirkusluft ein, verzaubert von einer Vorstellung, die den Alltag in den Hintergrund gestellt und einfach nur Spass gemacht hat. Zwei Stunden voller Überraschungen, Musik, Kunst und Spielfreude, das bietet das diesjährige Programm des Circus Monti, der vom 8. bis 19. Oktober 2008 in Bern gastiert.

Der Circus Monti ist ein Familienunternehmen mit insgesamt rund 70 Mitarbeitenden und einem Hauptzelt, in dem 800 Leute Platz finden. Während gut sieben Monaten reist der Zirkus durch die ganze Schweiz, bevor er Ende Oktober die Saison beendet und in sein Winterquartier zurückkehrt. Neben Reparatur- und Instandstellungsarbeiten an den verschiedenen Zelten und am beachtlichen Wagenpark laufen dort bereits die Vorbereitungen für die nächste Saison. Markenzeichen des Circus Monti ist es, wie bereits oben erwähnt, klassische Zirkuskunst mit Kleinkunst zu verweben. Das be-

deutet auch, dass der Zirkus mit verhältnismässig wenig Technik auskommt und auf herkömmliche Zirkus-Sensationen, -Attraktionen, und Nervenkitzel verzichtet. Auch Glitzer und Glamour fehlen. Das Programm ist auf das Wesentliche reduziert. Umso mehr stehen die Artistinnen und Artisten, ihr Können und ihre Darbietung im Mittelpunkt. Umso mehr wird ihre Ausstrahlung wahrgenommen. Umso überzeugender wirken sie. Und umso wichtiger und wahrnehmbarer wird die Ambiance. In der Manege und im Vorzelt wirkt nichts überladen, alles strahlt eine fast vornehme Zurückhaltung aus, alles scheint mit Liebe zur Sache gemacht und alles hat einen ganz eigenen Charme. Und eine schöne Geste auch: Artisten verkaufen während der Pause im Foyer Popcorn und Glacé, wie es sich gehört, mit umgehängtem Bauchladen, versteht sich. Ebenso spür- und vielleicht auch sichtbar ist der Teamgeist und das Engagement der Mitarbeitenden für das Unternehmen, für den Circus Monti.

Circus Monti

8. bis 19. Oktober 2008, Allmend Bern

Informationen und Reservationen:

Telefon 056 622 11 22 oder

www.circus-monti.ch

Informationstag
Hochschule der Künste Bern/Biel
Journée d'information
Haute école des arts de Berne/Bienne

22. 10. 2008
www.hkb-infotag.ch



Berner Fachhochschule
Haute école spécialisée bernoise
Hochschule der Künste Bern
Haute école des arts de Berne

hkb.bfh

Kunst

08
Zürich

14-17

14th International Contemporary Art Fair | ABB Hall 550 | Zürich-Oerlikon

NOVEMBER

Friday 4pm to 10pm | Saturday 2pm to 9pm | Sunday, Monday 12pm to 6pm

Der erfolgreichste tschechische Film aller Zeiten !

Publikumspreis Portland Filmfestival
Publikumspreis Hamburg
Publikumspreis Karlovy Vary
Publikumspreis Cottbus

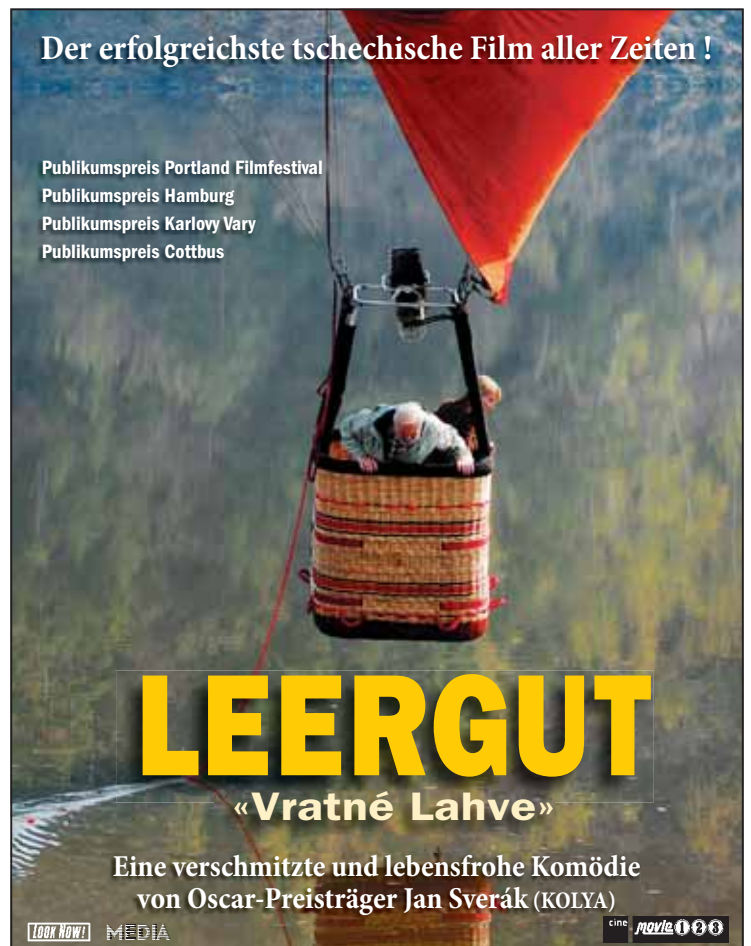
LEERGUT

«Vratné Lahve»

Eine verschmitzte und lebensfrohe Komödie
von Oscar-Preisträger Jan Sverák (KOLYA)

LOOK NOW! MEDIA

cine **movie** 1000





KULTUR & GESELLSCHAFT

le cœur en beurre

von Barbara Roelli Bild: Barbara Roelli

■ Die Butter, the butter, le beurre, il burro, boter auf holländisch. Butterzart, butterweich, buttrig. «Anke» in Mundart. Das Naturprodukt, ausschliesslich hergestellt aus Milchfett, verschmilzt auf der Zunge. Im Milchfett sind sogar die Vitamine A, D, E und rund 400 verschiedene Fettsäuren enthalten. Drum spielt die Butter in unseren Mündern gerne die Hauptrolle. Später dann auch auf den Hüften. Eine Kalorienbombe sei sie, sagt man. Trotzdem ist sie das, was das Gipfeli erst zum Gipfel des Genusses macht. Seit der neuen Kampagne von Floralp frisst sie sogar ganze Löcher in Plakatwände. Über die Butter kann man sich auslassen. Lässt man sie jedoch aus, fehlt das Essenzielle. Ihr Geschmack ist nämlich einmalig. Und die Umwandlung von Milchsäure in Milchsäure und die aromabildende Reifung ist unnachahmlich. Aber es gibt ja nicht nur die Eine, sondern diverse Sorten: Vorzugsbutter; dabei unterscheidet man zwischen Sauerrahmbutter mit zugegebenen Milchsäurebakterien und Süssrahmbutter aus ungesäuertem Milchrahm. Es gibt mildgesäuerte Butter, Käseireibutter, gesalzene Butter, Bratbutter. In Indien nennt man geklärte Butter «Ghee». Die geschmacklich kräftige Maibutter stammt von Kühen, die nach dem Winter wieder frisches Grün zu fressen bekommen. Zudem wird die Butter nach Geruch, Geschmack, Gefüge, Aussehen und Konsistenz bewertet und in verschiedene Handelsklassen eingeteilt. Stammt bei uns das Milchfett von der Kuhmilch, wird in anderen Ländern auch Milch von Büffeln, Kamelen, Ziegen, Schafen und Yaks zu Butter verarbeitet.

Pur ist sie ein Genuss, als Brotaufstrich auf frischem Brot. Sie brilliert aber auch in Kombination mit verschiedenen Geschmacksrichtungen. In der

Küche schlüpft sie gar in die Rolle des Chamäleons und nimmt Aromen von Kräutern, Knoblauch und Sardellen genauso auf wie die von Zitronenzeste und Honig. Ihr Milchfett ist einfach ein idealer Geschmacksträger. Aber irgendwas Süchtigmachendes scheint in ihr zu stecken. Etwas, das einem den Speichelfluss antreibt und weiche Knie macht. Etwas, das tief in unser Inneres dringt, uns willenlos macht und uns Glückseligkeit aufs Gesicht zaubert. Die Butter hinterlässt Spuren und kümmert sich dabei nicht um die Linie. Lieber lässt sie Nähte platzen. Ja, sie ist die wahre Förderin von Pirellis, Lovehandles und Kinderspeck. Sie ist Teufelszeug im Kleid eines Engels. Weiss bis hellgelb ist ihre Erscheinung, zartschmelzend ihr Wesen. Sonntags lässt sie sich gerne im Teig zum Zopf flechten. Und an Feiertagen nimmt sie sogar die Form eines frommen Lämmchens an oder schmückt als aufrichtiger Hase den Brunchtisch. Sehr dekorativ wirkt sie auch als klassische Butterröllchen oder floral verziertes «Ankemödeli» aus dem Holzmodell. Auch in meinen kulinarischen Kindersünden spielte die Butter eine wichtige Rolle: Ich mischte sie unter die Spaghetti und bestreute das ganze mit Aromat. Nur sonntags durften wir uns zu Hause ein Zuckerbrot machen. Dafür strichen wir dick Butter auf eine Scheibe Sonntagsbutterzopf, streuten Zucker auf die Fläche und klopfen anschliessend den überschüssigen Zucker vom Brot. Ich liebte das kühle Fett, das auf der Zunge schmolz und das Knistern der Zuckerkristalle zwischen den Zähnen.

Die Butter kennt keine Grenzen, sie ist eine Alleskönnerin: Verfeinert, schmeckt ab, bindet Saucen, eignet sich zum Backen, Dünsten und Ma-

rinieren. Sie ist die Königin in der Küche. Ohne sie wäre der Teig nicht mürbe, gäbe es keine köstliche «beurre noisette» über Fisch und Spargeln geträufelt, keine Sauce béarnaise, keine Buttercrème im Bûche de Noël und auch keinen Butterscotch. Natürlich dominiert sie auch in diversen Gebäcken wie dem englischen «Shortbread» und den französischen «Galettes Bretonnes», worin sie als gesalzene Butter enthalten ist. Bei uns bekannt ist das «Petit Beurre» - wie liebenswürdig das klingt. Da kann man einfach nicht nein sagen.

In Deutschland ist der Butter sogar ein Frauenname gewidmet: Anke. Und «Ankebock» heisst dort Butterbrot. Mühsam wird's mit der Butter, wenn sie zum Streichen zu kalt ist. Dann reisst sie ganze Löcher ins Brot. Oder wenn sie an den Fingern kleben bleibt, wenn man Butterreste auf dem Geschirr mit kaltem Wasser abwäscht. Wie wunderbar meditativ ist es jedoch, kalte Butter an der Röstiraffel zu reiben und sie danach mit Mehl, Zucker und einer Prise Salz zwischen den Fingern zu zerbröseln... «Für Butter gibt es keinen Ersatz», wirbt www.butter.ch. Pflanzliche Alternativen blühen mit ihrer Linienfreundlichkeit und geringerem Cholesteringehalt. Nie vermögen sie aber mit dem einzigartigen Buttergeschmack zu konkurrieren. Butter ist zudem ökologisch sinnvoll, da es für sie weder lange Transportwege braucht noch aufwändige Herstellungsprozesse wie etwa bei der Margarine. «Butter» tönt nach Fleisch und Blut - echt eben. Dafür steht auch ihre Werbung: Mister Blumenthal isst Butter, der geölte Bodybuilder neben ihm nicht. Natur macht eben schön - dann ist ja alles in Butter.



BÜHNE

spagat über den röstigraben im deux-pièces

Interview von Jean-Philippe Tilliot Bild: Joseph Gorgoni alias Marie-Thérèse Porchet / Foto: Jean-Philippe Tilliot

■ Der aus Genf stammende Tänzer, Sänger und Schauspieler Joseph Gorgoni, geboren am 10. Mai 1966, hat eine der populärsten Frauen der Romanandie erfunden: Marie-Thérèse Porchet. Wir haben den erfolgreichen Komiker in der Künstlergarderobe des Theaters Fauteuil in Basel getroffen. Wie fühlt sich Joseph Gorgoni als Hardcore-Welsche im Deux-Pièces auf der Bühne? Wie schafft er den Sprung über den Röstigraben, wie meistert er den Spagat zwischen Mann und Frau? Und wie kommt der schrille Charme der von ihm verkörperten blondierten Mittfünfzigerin in Bern an?

Sie sind in Meyrin aufgewachsen, einem Vorort von Genf. Wann haben Sie als Kind zum ersten Mal von der Deutschschweiz gehört?

Joseph Gorgoni: Meine Grossmutter hatte eine Nachbarin, die aus der Deutschschweiz stammte. Ihr Akzent hat mich immer zum Lachen gebracht, schon als kleines Kind.

Sie mussten wie alle Schweizer Kinder in der Schule Deutsch lernen.

Genau, wir mussten Hochdeutsch lernen – das war obligatorisch. Und Deutsch ist für Französisch-sprechende eine sehr schwierige Sprache. Damals wurde Deutsch erst in der Sekundarschule unterrichtet. So habe ich nur drei Jahre lang Deutschunterricht gehabt. Anschliessend, in der Handelsschule, habe ich mich für Englisch entschieden.

In Genf gibt es wohl nicht besonders viele Gelegenheiten, deutsch zu sprechen?

Nein. Englisch ist viel nützlicher und vor allem viel einfacher zu lernen. Mein einziges Interesse an

Deutsch war, dass ich schon als Kind ein grosser Fan von Nina Hagen war. Weil ich ihre Songs verstehen wollte, hab ich Deutsch gelernt. Aber ich war dann doch zu wenig fleissig.

Nun spielen Sie auf Deutschschweizer Bühnen einen Text, den Sie kaum verstehen...

Ich habe den Text mit meinem Partner Pierre Naftule zusammen geschrieben. Toni Caradonna hat ihn für uns in Schweizer Dialekt übertragen – genauer gesagt ins Berndeutsche. Also weiss ich natürlich, wovon ich spreche. Aber ich könnte keinesfalls auf Fragen aus dem Publikum antworten oder ein Gespräch führen. Dennoch: Würde ich meinen eigenen Text nicht verstehen, wär' ich ja wie Mireille Mathieu.

Stimmt, der weltberühmte «Spatz von Avignon» soll 1200 Lieder in elf Sprachen gesungen haben. Oft ohne zu verstehen, was der Text bedeutet...

In der Westschweiz ist Marie-Thérèse Porchet beinahe so bekannt wie Mireille Mathieu.

Marie-Thérèse ist in der Romandie und zum Teil auch in Frankreich sehr berühmt, jedes Kind kennt ihre kleinen Geschichten, ihren Hund Bijou, ihre Tupperware-Partys...

Apropos Tupperware. Für Marie-Thérèse sind die Frischhalteboxen das Symbol der kultur- und grenzüberschreitenden Frauensolidarität: Sie verbinden für sie Israelinnen und Palästinenserinnen, Russinnen und Tschetscheninnen, Welsche und «Zwetschgen»...

Wenn wir schon vom berühmten Röstigraben sprechen: Welche Künstlerinnen und Künstler aus der Deutschschweiz kennt man auch in der

Romandie? Emil Steinberger und - ?

Emil ist der einzige. Aber kein Mensch kennt Marco Rima, Viktor Giacobbo, Oropax oder Ursus & Nadeschkin. In der Musik ist es dasselbe: Niemand kennt Udo Jürgens. Genauso wenig kennen die Leute Marie-Thérèse Porchet in der deutschen Schweiz. Die Sprache ist eine schier unüberwindliche Grenze. Das war für mich auch die Motivation, in die Deutschschweiz zu kommen und die Mundart zu lernen.

Wann hat Marie-Thérèse, die ewig Fünfzigjährige, das Licht der Welt erblickt?

Das war 1993, in einem satirischen Spektakel in Genf namens «La Revue», das die lokale, regionale und internationale Politik auf die Schippe nimmt. Marie-Thérèse ist ein Kind dieser Revue. Sie ist als Zufallsprodukt entstanden. Dann hatte sie aber einen so enormen Erfolg, dass wir beschlossen, sie im folgenden Jahr wieder in die Show aufzunehmen – diesmal bewaffnet mit ihren Tupperware-Boxen.

Das Fernsehen kam und hat die Show aufgezeichnet – so begann die Erfolgsstory von Marie-Thérèse Porchet. Ich war von dem Erfolg ziemlich überrumpelt. Seit zwölf Jahren konzentriere ich mich ausschliesslich auf die Figur von Marie-Thérèse. Vorher arbeitete ich als Tänzer, etwa im Fernsehen bei Musikshows und ich hatte Rollen in Musicals wie «Cats» und «Rocky Horror Picture Show» in Paris.

Marie-Thérèse Porchet war ja auch in Paris...

Ja. Das erste Programm spielten wir 400 Mal, dass zweite 150 Mal in einem grösseren Theater. Marie-Thérèse trat auch fünfmal im legendären

«Olympia» auf.

Wie kommt es, dass sich halb Paris für den Röstigraben und die kleinen Sorgen von Marie-Thérèse Porchet interessiert?

Marie-Thérèse verliebt sich in einen Deutschschweizer, und damit steckt sie ganz schön in der Klemme. Also mussten wir dem Pariser Publikum erklären, was es mit der Deutsch- und der Westschweiz auf sich hat. Mit einer Schweizerkarte erklärt Marie-Thérèse dem Publikum die Mentalitätsunterschiede diesseits und jenseits des Röstigrabens. Das hat die Pariserinnen und Pariser enorm zum Lachen gebracht. Und die Sprache der Deutschschweizer ist für französische Ohren überaus komisch.

Sie machen mit Marie-Thérèse nicht nur einen Spagat über den Röstigraben, sondern auch einen Spagat zwischen den Geschlechtern...

Für mich ist sie eine Rolle, die ich spiele. Es ist jetzt zufälligerweise Marie-Thérèse, aber es könnte auch irgendein «Hanspeter» sein. Ich spiele eine Frau, das ist lustig – aber ich hatte nie den Wunsch, eine Frau zu sein! Ich verkleide mich zu Hause oder zum Ausgehen nie als Frau – das ist für mich ausschliesslich ein beruflicher Vorgang.

Also hat Ihre Rolle nichts mit Travestie oder Drag zu tun?

Ich habe am Anfang meiner Karriere in vielen Travestie-Shows mitgemacht. Seit ich klein bin, habe ich es stets geliebt, mich zu verkleiden. Als grosser Fan von Nina Hagen bin ich selbstverständlich als Nina Hagen aufgetreten und habe ihre Lieder gesungen. Aber ich habe nie versucht, eine «schöne» Frau zu sein – dann viel eher ein Teufel, oder eben Marie-Thérèse...

Von den Menschen in der Romandie und in Frankreich wurde Marie-Thérèse nie als Travestie-Nummer betrachtet. Auch wenn sie wissen, dass ich unter der Perücke stecke, existiert Marie-Thérèse für sie – sie ist ein richtiger Mensch! Natürlich kommt ein grosser Teil des Publikums aus der Gay-Szene, gerade in Paris. Das erste Stück beschreibt ja, wie Marie-Thérèse mit Entsetzen entdeckt, dass ihr Sohn homosexuell ist. Ich kenne dieses Thema natürlich bestens.

Wie haben denn Ihre Eltern reagiert, als sie erfuhren, dass sie einen schwulen Sohn haben?

Das Programm ist in dieser Hinsicht überhaupt nicht autobiografisch. Ich habe sehr verständnisvolle Eltern und Marie-Thérèse ist überhaupt nicht wie meine Mutter! Mein Vater als Italiener hatte etwas mehr Mühe, das zu akzeptieren. Heutzutage ist es ja zum Glück nicht mehr ganz so schwierig, sich zu outen.

Viele Geschichten, die mir meine Freunde über ihr Outing und die Reaktionen ihrer Eltern erzählt haben, haben mich für das Programm inspiriert.

Sie zelebrieren mit Marie-Thérèse lustvoll ein paar Klischees: Noch schlimmer als seine Homosexualität findet sie, dass ihr Sohn an die Streetparade fährt – ins verhasste Zürich! Passt es, dass Besucherinnen und Besucher dort oder anderswo nicht wissen, dass sich hinter der

50-jährigen Dame ein zehn Jahre jüngerer Mann verbirgt?

Am Anfang ist das noch recht oft passiert, heute immer weniger. Lustigerweise passierte es vor allem bei Fernsehauftritten, ausgerechnet da, wo die Kamera ganz nah ans Gesicht herankommt. Das finde ich schon ziemlich krass, schauen Sie mich doch mal von nahe an... (zeigt sein stark geschminktes Gesicht...)

Ob die Menschen in der Deutschschweiz Bescheid wissen, kann ich noch nicht sagen – noch ist Marie-Thérèse hier ein unbeschriebenes Blatt.

Sie haben diesen Sommer während der Euro mit einem Spezialprogramm Furore gemacht.

Genau. Ich habe ein Programm unter dem Titel «Europorchet» gespielt, das in der Romandie enormen Erfolg hatte. Von Fussball verstehe ich nun wirklich nichts, aber wir haben uns wunderbar amüsiert. Die letzte von rund 40 Vorstellungen – am Vorabend des Finals – wurde vom Schweizer Fernsehen live übertragen – mit einer unglaublichen Einschaltquote von 43 Prozent!

Sie schreiben die Texte zusammen mit Pierre Naftule. Wie entstehen Ihre Programme?

Wir treffen uns regelmässig. Ich erzähle meine Ideen und Einfälle, manchmal auch ziemlichen Unfug – und Pierre macht daraus ein Programm. Seit 15 Jahren schreiben wir alle Programme zusammen. Pierre versteht es, zu formulieren, das kann er viel besser als ich. Ich habe viele Ideen, aber Pierre weiss, wie man Gags baut und mit Worten jongliert.

Marie-Thérèse singt auf der Bühne gern ein lüpfiges Liedchen – wie entstehen ihre Songs?

Die Songtexte stammen ebenfalls von Pierre Naftule. Wir suchen zusammen Stücke aus und lassen sie dann arrangieren und von erstklassigen Musikern als Playback einspielen. Es wäre natürlich schön, die Musiker live auf der Bühne zu haben, aber das liegt finanziell nicht drin.

Nun haben Sie die Deutschschweiz in Angriff genommen. Im letzten Winter mit Pilotversuchen in Basel, Bern, Winterthur und Zürich. Nun touren Sie monatelang durch diese Städte. Gefällt den Monatschweizern, was sie zu sehen bekommen?

Die ersten Erfahrungen waren sehr vielversprechend – wir hatten volle Säle und das Publikum hat enorm gelacht.

Für mich war es sehr schwierig, dieses Programm in einer völlig fremden Sprache zu lernen. Ich kann mich nicht erinnern, für ein anderes Projekt so geschuftet zu haben – das Auswendiglernen des berndeutschen Textes war Knochenarbeit. Aber dieser Aufwand hat sich offensichtlich gelohnt. Die Leute verstehen, was ich sage – und finden es lustig.

Welche Unterschiede nehmen Sie zwischen dem französisch- und dem deutschsprachigen Publikum wahr?

Jedes Publikum ist anders. Zwischen Genf und Lausanne gibt es Unterschiede und in Freiburg sind die Leute schon wieder anders. Je weiter weg man

sich von den grossen Städten bewegt, umso herzlicher ist das Publikum. Genf hat ein gutes, aber eher kühles Publikum.

Die Deutschschweizer sind wesentlich lebendiger als die Romands. Sie lachen und klatschen lauter, machen sich auch sonst mehr bemerkbar. In Bern in der Cappella hatten wir im Dezember ein absolut unglaubliches Publikum. So mitreissend hab ich die Leute noch kaum je erlebt – und dies in einem so kleinen Theater.

Welche Beziehung haben Sie zu Bern?

Bern ist natürlich die Hauptstadt! Und man sagt, es sei eine ruhige, etwas verschlafene Stadt. Die Altstadt ist wunderschön. Viel mehr kenne ich nicht von der Stadt. Gelegentlich besuche ich die Familie Knie, wenn sie in Bern gastiert – um die alte Freundschaft zu pflegen.

Sie waren ja mit dem Circus Knie zweimal unterwegs – in den Jahren 2001 und 2004.

Leider nur in den frankophonen Kantonen und im Tessin. Vielleicht darf ich irgendwann wieder mit für eine Saison – und dann die ganze Schweiz bereisen. Sowohl die Knies wie auch ich hätten Lust dazu... Das wäre doch eine schöne Wiedervereinigung!

Worauf muss man als Komiker achten, wenn man im Zirkus auftritt?

Szenen oder Pointen, die auf der Bühne funktionieren, kommen im Zirkus nicht automatisch gut an. Man muss die Dinge einfach und gut verständlich rüberbringen und darf nie vergessen, dass auch viele Kinder im Publikum sitzen. Aber es ist sehr schwierig, gute Texte für Kinder zu schreiben. Kinder sind das kritischste Publikum, das es gibt. Wenn sie etwas nicht lustig finden, geben sie es den Künstlern auch zu spüren.

Ich finde es eine sehr schöne Idee, dass der Circus Knie jedes Jahr Komiker in sein Programm einbaut. Aber die Theaterleute müssen ihren Beitrag an den Zirkus anpassen. Das ist eine grosse Herausforderung, da das Publikum in der Manege fast rundherum sitzt und es kein Bühnenbild gibt. Eine knifflige Aufgabe – ich habe sie geliebt!

Warum kommt Marie-Thérèse in die Deutschschweiz, wo sie die «Zwetschgen» nicht ausstehen kann? Geht es um die Erweiterung des Marktes?

Natürlich ist es keine Frage des Geldes – viel verdienen werden wir vorerst nicht. Aber für Pierre Naftule und mich ist es ein Spass, diese Herausforderung anzunehmen. Auch als wir nach Paris gingen mit Marie-Thérèse, haben uns alle gewarnt, dass dies dort nie funktionieren werde. Sie hatten – zum Glück – Unrecht. Ich kenne keine anderen Komiker, die den Sprung über den Röstigraben gewagt haben. Wir wollen versuchen, die ganze Schweiz zum Lachen zu bringen – über sich und ihre kleinen Sprachbarrieren.

Marie Thérèse Porchet: uf düütsch!
8. bis 12. und 16. bis 19. Oktober 2008
La Cappella, Bern
www.la-cappella.ch



Very Fresh
Vegetarian Cuisine.

tibits
BY HILT

Dan Aron Riesen

am 30. November in den Berner Stadtrat

2x auf jede Liste

**Für ein fortschrittliches
und lebenswertes Bern!**

www.danaron.com

SP

klar.sozial



**Das Berner
Nostalgie-Karussell
Bis Ende Oktober
auf dem Gurten!**

Mehr Informationen:
interwerk gmbh - Kulturconsulting
Sandrainstrasse 3 | 3007 Bern
www.interwerk.ch





KULTUR & GESELLSCHAFT

über den dächern von bern

Von Bettina Hersberger Bild: Marie-Therese Lauper

■ Sechsendachtzig, siebenundachtzig, achtundachtzig... Die einen zählen laut, andere leise, wieder andere werden sich vielleicht ärgern, dass sie nicht rechtzeitig mit dem Zählen angefangen haben. Hundertachtundsechzig, hundertneundsechzig – wie viele kommen da noch? 222 Stufen dauert's, bis man sich die Wendeltreppe zur ersten Galerie des Berner Münsterturms hochgeschraubt hat. Ganz schön atemberaubend – nicht nur der Aufstieg, auch die Aussicht auf das rote Dächermeer aus 46 Metern Höhe. Dort oben herrscht ein guter Turmgeist.

Marie-Therese Lauper zählt die Stufen nicht. Auch kommt sie schon lange nicht mehr ins Schnaufen beim Aufstieg zu ihrem Büro auf der ersten Galerie. Der ungewöhnliche Arbeitsweg einer ungewöhnlichen Frau: Seit dem 1. September 2007 ist Marie-Therese Lauper Münsterwartin von Bern. Nicht die erste Münsterwartin, aber die erste, die nicht im Turm wohnt.

Mehr als fünfhundert Jahre Geschichte schreibt der Münsterturm. Beim Rundgang auf der ersten Galerie begegnet man Zeitzeugen des späten 19. Jahrhunderts an der Turmmauer: Konsolenfiguren von Personen, die am Ausbau des Turms beteiligt waren – vom Präsidenten des Münsterbauvereins bis hin zum Steinmetz. Zusammen mit diesen herausragenden Persönlichkeiten hält Marie-Therese Lauper Wacht auf dem Turm. Während früher die Turmwächter noch Ausschau hielten nach Feuerzeichen – sogenannten Chutzenfeuern –, so betreut die heutige Turmwartin umsichtig die Touristen.

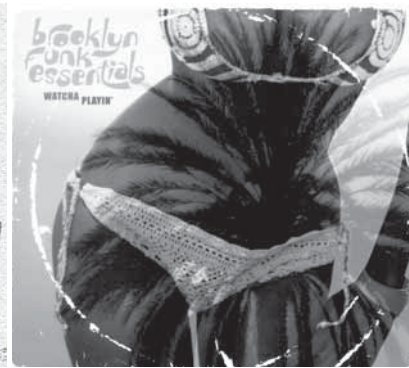
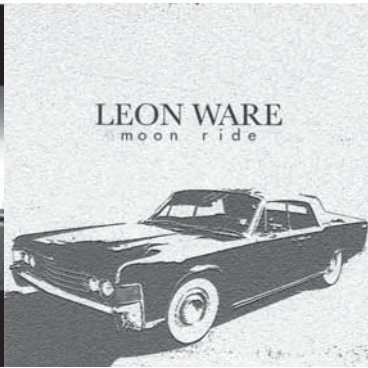
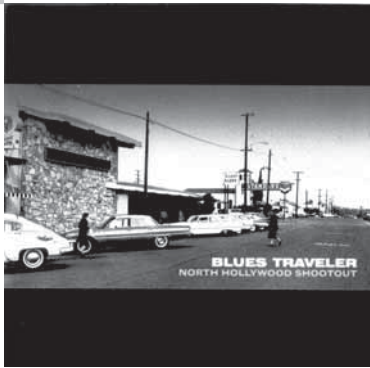
«Sie sind also die höchste Bernerin», spricht ein einheimischer Besucher sie schmunzelnd an. Auf jeden Fall hat sie die Stadt Bern unter sich und mit grosser Wahrscheinlichkeit ist sie die «höchste» Angestellte der Schweizer Hauptstadt. Die ehemalige Lehrerin mit St. Galler Dialekt und strahlenden blauen Augen ist Münsterwartin mit Leib und Seele. Sie spricht mindestens fünf Sprachen und versteht es, sich mit den Touristen aus aller Welt zu unterhalten. Japanisch würde sie gerne lernen. Auf den japanischen Reiseplan gehört seit jüngster Zeit auch ein Besuch des Berner Münsters, von dessen Turm aus Eiger, Mönch und Jungfrau zum Greifen nah sind.

Manche Leute erklimmen den Turm nur, um sich mit der Münsterwartin zu unterhalten. Sie hat ein offenes Ohr für alle und weiss eine Menge zu erzählen: über Bern, über das Münster, über die Menschen. Woher sie all ihr Wissen nimmt? 25 Jahre lang war sie Stadtführerin von Bern. «Da kann ich aus dem Vollen schöpfen», sagt sie vergnügt. Ob es sich um die Substanz des Bauwerks, um Sagen und Mythen oder um tierische Turmgäste handelt, sie weiss auf jede Frage eine Antwort. Gar mit den Engelhierarchien kennt sie sich aus. Kein Wunder, wenn man so nah am Himmel arbeitet. Woher auch immer sie die Inspiration nimmt, die Turmchefin setzt ihre Ideen um: Sie entwickelt neue Führungen, produziert Prospekte, zeigt das Münster und seinen Turm immer wieder von einer neuen Seite. Die Aufnahmen für die Postkarten, die im Ständer zum Kauf bereit stehen, macht sie selber.

Punkt drei Uhr nachmittags hat die Betglocke ihren Auftritt. Die mehrere Tonnen schwere Glocke hängt exzentrisch in der unteren Glockenstube und versetzt mit ihrem Schwingen den 100 Meter hohen Münsterturm in ein Ungleichgewicht, so dass dieser ins Wanken gerät. Aber eine Münsterwartin ist wind- und wetterfest und garantiert schwindelfrei. So leicht bringt sie nichts aus der Ruhe. Auch nicht an Silvester, wenn ihr eine ganz besondere Aufgabe zukommt: Um Mitternacht muss sie zwölf Mal die Burgglocke schlagen – eigenhändig und mit Militärohrenschutz. So wird das neue Jahr traditionell eingeläutet und ein uralter Brauch fortgesetzt.

Schulklassen, Reisegruppen, verliebte Paare und Familien drängen sich auf der Plattform. Der Turmwartin sind alle Besucher willkommen. Dann und wann jagt sie einem verirrtten Turmgast hinterher, der – die Hinweisschilder übersehend – gerade durch das falsche Treppenhaus absteigen will. Eine stattliche Seniorengruppe hat sich versehentlich aufgemacht, gegen den Strom zu schwimmen. Da hilft nur noch eins: Bauch einziehen. Aber normalerweise geht der Abstieg leichter und rascher, obwohl da die Treppe 32 Stufen mehr zählt als beim Aufstieg. Hinunter wendelnd wird Gast weniger von Atemnot als vielmehr vom Drehwurm befallen.

www.bernermuenster.ch



cd-tipps

von Antonio Suárez Varela

Blues Traveler - North Hollywood Shootout

■ Obwohl in den USA das Genrebewusstsein weit- aus stärker ausgeprägt ist als in Europa, schaffen es jenseits des Atlantiks immer wieder Bands in den Mainstream, die ebendiese Grenzen überbrücken. Zu diesem Typ Band gehören Rockgruppen wie Dave Matthews Band oder Robert Randolph & The Family Band. Ihnen gemeinsam ist, dass sie es trotz grossem Erfolg, in Europa nicht geschafft haben. Ähnlich ver- hält es sich mit der seit zwanzig Jahren bestehenden Band Blues Traveler. Das von Frontmann John Popper (Gesang / Harmonika) 1987 in Princeton mitbegrün- detes Quintett vermischt gekonnt Blues mit Rock und Folk zu einem Mix, der besonders beim Live-Publikum ankommt. Die aus der Jam-Band-Szene entstandene Formation hat bisher acht Studio- und vier Live-Alben aufgenommen, wovon sechs Gold oder Platin er- reicht haben. Nach diversen Schicksalsschlägen hat sich die Band wieder aufgefangen und ist bereit, Eu- ropa zu erobern. Ihr neues Album «North Hollywood Shootout» entstand in Zusammenarbeit mit dem Grammy-Gewinner David Bianco. Obwohl ihrem cha- rakteristischen Blues-Rock mit jazzigen Untertönen verpflichtet, öffnet sich der Sound der neuen Platte dem Pop-Mainstream. «You, Me And Everything» so- wie «Orange In The Sun» fügen sich noch am ehes- ten ins klassische Songrepertoire ein. Für die Über- raschung sorgt der groovende Abschlusstrack mit einem Gastaufttritt von Bruce Willis. Zu den grossen Leidenschaften des Helden von «Stirb Langsam» ge- hört ja bekanntlich die Musik.

Info: Blues Traveler, «North Hollywood Shootout» (Verve / UMG) - www.bluestraveler.com

Leon Ware - Moon Ride

■ Sehr wahrscheinlich gibt es viel mehr Leute, die zwar seine Songs, nicht jedoch den Musiker kennen. Leon Ware ist längst eine lebende Legende. Der Song- writer, Produzent und Sänger aus Detroit ist in erster Linie bekannt für das Album «I Want You» (1976), das er für Marvin Gaye geschrieben und produziert hat, obwohl das Material ursprünglich für eine eigene LP vorgesehen war. Die Liste seiner Zusammenarbeiten der letzten vier Jahrzehnte ist erdrückend. Nicht viele kämen auf den Gedanken, Songs wie «I Wanna Be Where You Are» (Michael Jackson), «Inside My Love»

(Minnie Riperton), «Body Heat» (Quincy Jones) oder «If I Ever Lose This Heaven» (Quincy Jones / Average White Band) mit Leon Ware in Verbindung zu setzen. Seine Arbeit erstreckt sich aber auch auf die nächste Generation. So produzierte er u. a. für Maxwell, Omar, John Legend, Zhané oder Ice Cube. Die wohl beste Zeit als eigenständiger Künstler hatte der grosse Liebhaber brasilianischer Musik in der zweiten Hälfte der 70er und Anfang der 80er Jahre. «Musical Mas- sage» von 1976 bleibt ein Meilenstein seines Schaf- fens. Seinem Stil ist der «Sensualist of Soul» über die Jahre treu geblieben. Seine geschmeidig-warme Bettflüsterstimme und erotischen Liebesoden prä- gen sowohl seine frühen wie seine neueren Werke. Nach vier in Eigenregie produzierten Alben, gibt er nun mit «Moon Ride» sein Debüt auf dem neubeleb- ten Stax-Label. Wenn von den zwölf Titeln überhaupt welche besonders hervorzuheben sind, dann wohl am ehesten «Smoovin'» und «I Never Loved So Much». Nicht nur Kennern wärmstens zu empfehlen.

Info: Leon Ware, «Moon Ride» (Stax Records / UMG)

www.leonware.com

Brooklyn Funk Essentials - Watcha Playin'

■ Nach achtjähriger Pause feiert das Bandkollektiv Brooklyn Funk Essentials mit «Watcha Playin'» das lang ersehnte Comeback und gleichzeitig das 15-jäh- rige Bestehen. Die neue Studioproduktion entstand unter der Leitung von Gründungsmitglied Lati Kron- lund und baut auf dem klassischen Line-up auf. Neu dazu gestossen für das vierte Studioalbum sind der türkische Klarinetist Hüsnü Senlendirici, die tunesi- sche Rai-Diva Amina Annabi und der Gitarrist Masa Shimizu. Die in den frühen 90er Jahren in der New Yorker Hip-Hop-Jazz-Szene gegründete Formation entwarf die neuen Songs auf der Reunion-Tour von 2007. Aufgenommen wurde in New York, Paris, Am- sterdam, Stockholm und Istanbul. Der kosmopolitische Rahmen und das farbige Cover passen zum Sound. Die Band schlägt den Bogen von Balkan-Ska über jaz- zigen House zu Dub-Reggae und mischt Afrobeat mit orientalischen Melodiebögen. Der wilde Stilritt erin- nert an das legendäre Debütalbum «Cool and Steady and Easy» von 1994, das vor allem dank der herrli- chen Coverversion von Pharao Sanders' Klassiker «The Creator Has A Master Plan» in der Erinnerung

haften geblieben ist. Das mit zwölf Songs aufwarten- de neue Album ist ein Groove-Feuerwerk erster Güte und macht Lust auf mehr. Die Band ist am 1. Novem- ber am Zürcher JazzNoJazz zu Gast.

Info: Brooklyn Funk Essentials, «Watcha Playin'» (Tro- pical Music / Sony BMG)

www.brooklynfunkessentialsmusic.com

Keziah Jones - Nigerian Wood

■ Der Botschafter und Erfinder des «Blufunk» – ei- ner Mischung aus Funk und akustischem Blues – ist zurück mit einem neuen Album. «Nigerian Wood» ist, wie der Name schon andeutet, eine Hommage an sein Heimatland Nigeria. Keziah beschreibt sein neues Album als Afro-Soul mit politischer Sozialkri- tik. Es ist auch Ausdruck seines Stolzes, dem Volk der Yoruba anzugehören. Der vor 17 Jahren in der Pariser Metro entdeckte Künstler frönt zwar weiterhin seiner gewohnten Melange aus Afro-Beat, Funk, Rock und Blues, diesmal aber ist der Sound «grooviger», vor al- lem weil Perkussion, Schlagzeug und Bläser verstärkt zum Einsatz gelangen. In «Blue Is The Mind» ist dies dank dem Baritonsaxophon und der Bassklarinette besonders augenfällig. Für die Perkussion war Produ- zent Karriem Riggins aus dem Nu-Soul-Bereich ver- antwortlich. Das Resultat ist die Verschmelzung zweier Musiktraditionen: afrikanischer Avantgardismus und Black Music. Die teilweise völlig verschiedenen musikalischen Ingredienzien machen aus «Nigerian Wood» ein sehr spannendes und komplettes Werk. Aus dem starken Album heben sich «Beautifulblack- butterfly», «My Kinda Girl», «Long Distance Love» oder «Lagos Vs. New York» ab. Auch lyrisch geht er verschiedene Wege. Liebestexte wechseln sich ab mit Songs wie «1973 (Jokers Reparation)», wo es um Glo- balisierungskritik geht und namentlich die Schweiz als internationale Bankdreh Scheibe für Fluchtgelder nicht gerade gut wegkommt. Der Einstieg in die hiesi- gen Charts war aber trotzdem vielversprechend.

Info: Keziah Jones, «Nigerian Wood» (Because Music/ Warner) - www.keziahjones.com

Brown Sugar Presents: Funk Ain't A Word

■ Eine der besten Rare-Groove-Compilations der letzten Jahre ist zweifelsohne die vom Brown-Sugar- Team zusammengestellte Reihe «The Manifesto Of



Groove». Allen bisher erschienenen CDs ist gemeinsam, dass sie im Titel das Wort «Funk» enthalten. In der Tat wird dem Funk auf diesen Sammelalben grossen Platz eingeräumt. Auch die neueste Veröffentlichung aus dem Hause Brown Sugar wartet mit einigen musikalischen Leckerbissen aus den 70er Jahren auf. Da treffen der Souljazz eines Jimmy McGriff auf den Space-Funk der Headhunters und der Fusion-Jazz von Joe Farrell auf den Jazz-Funk eines Eddie Henderson und den P-Funk von Cameo aufeinander. Eines der ultrararen Stücke ist «Who Got De Funk?» des Funkateers Andrew White. Ein weiteres Highlight ist der Song «Funk - O - Notes» von den Ohio Players. Das Sammelalbum gibt es für Freunde des Vinyls übrigens als Doppelalbum im Gatefold-Format. Selbstverständlich enthält das Booklet Abbildungen des Originalcovers und informiert in Kurzüberblicken über die Bands.

Info: «Brown Sugar Presents: Funk Ain't A Word» (Brown Sugar Records / ZYX Music)

www.o-tonemusic.com

Recloose - Perfect Timing

■ Das dritte Studioalbum von Matthew Chicoine alias Recloose ist bester Elektrofunk mit Retroanklingen an die frühen 80er Jahre. Dem DJ aus Chicago diente der Soul und Funk aus dieser Zeit als Inspiration. Der Wahlneuseeländer ist im Techno zu Hause. Sein Einstieg ins Musikgeschäft geht auf die Zusammenarbeit mit Technopionier Carl Craig zurück. Nach acht Jahren Musikstudium und Saxophonausbildung richtete er seinen Fokus verstärkt auf die Arbeit im Studio und hinter den Plattentellern. Seit 2001 schon existiert das Projekt Recloose. Für Live-Auftritte kann Chicoine seit 2005 auf eine achtköpfige Band zählen. Der Sound auf «Perfect Timing» ist eine Mischung aus elektrisierender Dance-Musik, erdigem Funk und weichen Soul-Harmonien. Was auffällt, sind die knackigen Beats. Heiss sind die tanzbaren Uptempo-Nummern «So Cool» oder «Emotional Funk», aber auch die Lowtempo-Tracks «Daydream» und «Deeper Waters» mit Joe Dukie (vocals) haben es in sich. Recloose ist in der Sparte Dance und Elektro für den New Zealand Music Award nominiert, der Anfang Oktober verliehen wird. Das Album wird in Europa vom Berliner Label Sonar Kollektiv vertrieben, das Jazzanova gegründet hat.

Info: Recloose, «Perfect Timing» (Sonar Kollektiv)

www.recloose.com

Gerald Albright - Sax For Stax

■ Gerald Albright gehört zu den vielseitigsten Saxophonisten des zeitgenössischen Jazz. Zu den prägenden Einflüssen des seit Mitte der 80er Jahre aktiven Kaliforniers gehören der Funk des ehemaligen James-Brown-Saxophonisten Maceo Parker und der Souljazz von Cannonball Adderley. Der gefragte Sessionmusiker hat bereits mit Künstlern wie Anita Baker, Ray Parker Jr., The Temptations, Quincy Jones, Patrice Rushen, Alphonse Mouzon, Jeff Lorber, Teena Marie oder Chaka Khan zusammengearbeitet. Zum zweiten Mal seit 1998 veröffentlicht Albright nun mit «Sax for Stax» ein Album als Hommage zu der Musik, die ihn geprägt hat. War «Pleasures Of The Night» mit Sänger Will Downing noch dem Motown-Sound gewidmet, so erweist er diesmal mit «Sax for Stax» dem Memphis-Soul seine Reverenz. Als letztes Jahr zum fünfzigjährigen Jubiläum von Stax Records, die Concord Music Group, die mittlerweile die Rechte an den alten Stax-Aufnahmen besitzt, das Label wieder belebte, entstand die Idee eines Coveralbums. Das 11. Studioalbum von Albright enthält nebst acht Neuinterpretationen von Stax-Klassikern auch drei Eigen titel, die im Duktus des Southern Soul gehalten sind. Auch diesmal übernimmt Albright verschiedene Parts (Alt-, Bariton-, Tensorsaxophon, Bassgitarre, u. a.). Für die Stücke mit Vokalparts setzte er nebst Will Downing auf Philip Bailey von Earth Wind & Fire sowie auf Shootingstar Ledisi, die «Respect Yourself» von den Staple Singers mit ihrer Stimmgewalt den nötigen Drive verpasst. Alles in allem eine gelungene Smooth-Jazz-Variation der alten Stax-Hits.

Info: Gerald Albright, «Sax For Stax» (Peak Records / UMG) - www.geraldalbright.com

Pitingo - Soulería

■ Mit dem zweiten Album des aus Huelva stammenden Sängers Antonio Álvarez Vélez alias Pitingo bahnt sich im Mutterland des Flamenco eine Revolution an. Puristen des Establishments werden wettern gegen den Erfolg dieses erst 27-jährigen Cantaors, denn er wagt es, klassische Flamenco-Themen mit bekannten Soulsongs und Pophits zu vermischen und fügt sich auch auch in Habitus und modischer Erscheinung nicht so recht ins Fach. Seine genial einfache Formel lautet: Soul + Bulería = Soulería. Der frisch vermählte Sprössling einer Musikerfamilie kam mit elf Jahren in Berührung mit der Schwarzen Musik und sang sechs Jahre lang in einem Gospelchor. Die Fusion von Cante und Soul ist so verblüffend frisch und zugänglich, dass man sich fragen muss, weshalb man nicht schon

früher auf die Idee gekommen ist. Zwar ist die Wahl des Repertoires nicht besonders originell, doch wer hat schon einmal eine «flamencoisierte» Version des Flack-Klassikers «Killing Me Softly» gehört. Der Weg führte ihn von Ayamonte nach Mississippi und Chicago, wo er mit den Grössen des Fachs auftrat: Paco de Lucía und José Mercé. Auf Tournee wird er begleitet von den Gitarristen des Habichuela-Flamencoclans und dem Gospelchor The Black Heritage Singers. Der Erfolg ist für einen konventionellen Flamencosänger beisspiellos. Das Album ist in die Top Ten vorgestossen und hat nach über 40'000 Tonträgern Goldstatus in Spanien erreicht. Seine Konzerte sind restlos ausverkauft. In gewisser Weise rückt Pitingo mit «Soulería» in ein Gebiet nach, das vor ihm bereits die Mallorquinerin Concha Buika mit ihrer Fusion aus Flamenco, House und Funk erschlossen hat.

Info: Pitingo, «Soulería» (Emarcy / Universal)

Brian Culbertson • Bringing Back The Funk

■ Das neue Album des Jazz-Keyboards Brian Culbertson ist das, was man die Verwirklichung eines Bubentraums nennt. Der Titel ist nicht hohles Statement, sondern Programm. Mehr noch: im Line-up vertreten ist die Crème de la Crème der besten Sessionmusiker des Westcoast-Funk. Larry Graham von Sly & The Family Stone und Graham Central Station, Larry Dunn und Sheldon Reynolds von Earth Wind & Fire, Greg Adams von Tower Of Power, Tony Maiden und Bobby Watson (von Rufus), Michael Bland, Cora Dunham und Rhonda Smith (von Prince) sowie namhafte Solostars wie Ray Parker Jr., David T. Walker, Ronnie Laws, Gerald Albright, Tom Scott, ausserdem die Gastmusiker Bootsie Collins und Maceo Parker. Weitere Features sind die beiden Soul-Newcomer Musiq Soulchild und Ledisi. Das Album wurde von EWF-Gründer Maurice White produziert und in nur fünf Tagen in einem Live-Set aufgenommen. Culbertson erfüllte sich mit diesem Projekt einen Jugendtraum. «Das Bild mit dem kleinen Jungen auf dem Cover ist ein Foto, das meine Mutter 1975 aufgenommen hat. Es zeigt mich, wie ich mir am Boden sitzend eine Platte von Earth Wind & Fire anhöre», schreibt er in den Liner Notes. Das Album enthält sechs Originale und vier Funkklassiker der 70er, unter anderem eine Neuinterpretation von Kool & The Gangs «Hollywood Swinging». Resultat dieses Allstars-Livekonzepts ist ein zeitgemässes Funkalbum, das nicht nur den Aficionado begeistern wird.

Info: Brian Culbertson, «Bringing Back The Funk» (GRP Records / UMG) - www.brianculbertson.com



JAZZ

«auch jazz kann poppig sein»

Interview von Konrad Weber mit Stephan «Gesa» Geiser, Leadtrompeter des Swiss Jazz Orchestra und Produzent der CD «Buebetröim» Bild: Stephan Geiser / Foto von Reto Andreoli

■ Fünf Wochen war sie in den nationalen und über ein Jahr in den iTunes-Charts: Die Pop-Platte «Buebetröim» des Swiss Jazz Orchestra (SJO). Es war das erste Mal, dass es einer Big Band gelang, mit ihrer CD die Schweizer Hitparade zu stürmen. Grund genug, um die Band genauer unter die Lupe zu nehmen und sie auch in Zukunft genau zu beobachten.

ensuite - kulturmagazin sprach mit dem Produzenten des Erfolgsprojekts, Stephan «Gesa» Geiser über erfüllte Buebetröim, anstehende Projekte und die Kunst, ein Topteam von Musikern bei Stange zu halten.

Stephan Geiser, Sie müssen ein rund um glücklicher Mensch sein. Haben sich Ihre Buben-träume in den letzten Monaten erfüllt?

Vor fünf Jahren war mein grösster Traum, eine nationale Big Band mit internationalem Ruf aufzubauen. Ein Orchester, das auf hohem Niveau spielt und zugleich Bestand hat. Damit meine ich regelmässigen Proben- und Konzertbetrieb und professionellen Organisationsabläufe im Hintergrund. Das SJO konnte glücklicherweise in den letzten Jahren zu einem solchen Orchester auf- und ausgebaut werden. Eine grosse Ausnahme!

Der zweite Traum betrifft tatsächlich das «Buebetröim»-Projekt. Ich bringe leidenschaftlich gerne unterschiedlichste Leute zusammen, um diese anschliessend für ein gemeinsames Projekt begeistern zu können.

Sie begeisterten allem Anschein nach mit dem Projekt «Buebetröim» nicht nur die Musiker, sondern auch das Publikum. Bald einmal waren ihre wöchentlichen Montagskonzerte im Bierhübeli randvoll. Wie erlebten Sie als Musiker das plötzliche Interesse am SJO?

Das hat natürlich enorm motivierend. Wir Musiker waren jeden Montag von Neuem überrascht, wie viele Leute im Saal sassen oder sogar standen.

Wir wären mit weniger Zuhörern nicht weniger motiviert zu spielen, doch mit diesem Zuhörerzuwachs erhielten wir nach fünf Jahren harter Aufbauarbeit den lang ersehnten Dank und die Gewissheit, dass unsere Musik auch in Zukunft erwünscht ist. Denn sicherlich auch ein Ziel des «Buebetröim»-Projektes war es, ein etwas anderes Publikum anzusprechen. Vor allem erfreute mich aber, dass das Publikum nicht nur wegen dem bekannten Projekt uns anhören kam, sondern auch regelmässig bei anderen, eher klassischen Monday Jazz Nights im Bierhübeli auftauchte.

Weshalb entschied man sich in der Projektphase für die Verbindung Pop und Big Band?

Wir haben traditionell eine starke Pop- und Mundartmusikszene in Bern. Die Verbindung der verschiedenen Stilrichtungen war deshalb naheliegend. Zudem spielen einige SJO-Musiker in den Horn Sections einzelner Mundartbands mit. Der als einmalig gedachte Gala-Auftritt einiger Berner Sänger mit dem SJO im Bierhübeli im November 2006 gab mir dann quasi die Initialzündung zu «Buebetröim». Schmid Schmidhausers eigene Songs liessen sich bestens für Orchester arrangieren und interpretieren. Die Idee war geboren...

Haben Sie denn auch im Vorfeld der Plattenveröffentlichung von guter Kritik geträumt?

Eigentlich war es kein Träumen oder Hoffen. Viel mehr hatte ich das Gefühl, dass die Platte ein Erfolg wird. (lacht) Es war ein Bauchgefühl, das mir sagte: dieses Projekt wird in irgendeiner Form für Furore sorgen. Einerseits war da die Mischung von Mundartsongs mit englischsprachigen Songs und auf der anderen Seite sah das Projekt vor, Sänger nicht zu überreden, Jazzstandards zu singen. Das führte dazu, dass sich die Sängerinnen und Sänger mit ihren eigenen Songs extrem wohl fühlten. Was jedoch über das Konzept hinaus entstanden ist – dass zum Beispiel plötzlich Anfragen da waren, an grossen Festivals aufzutreten – überraschte auch

mich, zumal wir ja mit 35 Musikern und Technikern unterwegs waren.

Kann denn heutzutage nur noch mit Popmusik bei der grossen Masse gepunktet werden und wurde der Jazz als musikalische Stilrichtung demnach an den Rand gedrängt?

Dies ist eine schwierige Frage. Bedenkt man die Entwicklung der musikalischen Stilrichtungen, kommt man zum Schluss, dass der Jazz vor allem in den 30er bis in die 60er Jahre die Tanzmusik prägte. Diese Stücke waren denn meist auch in den Charts anzutreffen. Doch es entstanden neue Stilrichtungen, die schlussendlich den Jazz aus den Hitparaden verdrängten. Deshalb dürfen wir von einem Erfolg sprechen, dass wir nach Robbie Williams mit einer Big-Band-Platte den Weg zurück in die Charts schafften. Leider beweist dies aber auch, dass heutzutage nur mit poppigem Jazz die Kategorie der erfolgreichen Musikstücke erobert werden kann. Dies kann manchmal etwas frustrierend sein, vor allem, weil wir Jazzer im Gegensatz zu den Popmusikern in meist viel kleineren Dimensionen rechnen müssen. Aber wir kennen diese Unterschiede seit langem und haben uns irgendwie damit arrangiert.

Über die Wintermonate tritt das SJO jeden Montagabend im Bierhübeli auf. Vermisst man als Musiker während der Sommerzeit diese Konzerte?

Jedes Mal, wenn im Mai die Saison zu Ende geht, bin ich etwas erleichtert. Denn acht Monate wöchentlich ein anderes Programm einzustudieren und darzubieten, ist ziemlich anstrengend. Aber kaum beginnt die Sommerpause vermisst man die Konzerte und die musikalische Abwechslung. Das führt dazu, dass sich kurz vor Saisonstart alle Bandmitglieder wieder extrem auf die neue Saison freuen. Hinzu kommt, dass man einige Mitmusiker in den Sommerferien etwas aus den Augen verliert, denn die meisten Bandmitglieder haben ihre eige-

nen Projekte, treten zum Beispiel mit Popbands an Festivals auf oder gehen ins Ausland. Unser Zusammenhalt im Orchester und die Freude an der Musik, die wir auch auf der Bühne ausleben, sind sicherlich Punkte, die das SJO wesentlich auszeichnen.

Man spürt förmlich die Vorfreude auf das kommende Jahr. Welche Highlights werden im 2009 auf dem Programm stehen?

Wir planen erneut zwei verschiedene CD-Projekte. Im März 2009 produzieren wir zusammen mit Bert Joris (Conductor, Arrangeur) und Michael Zismann (Bandoneon) eine Platte, die wir Ende Mai im Bierhübeli taufen möchten. Im Herbst, also Mitte Oktober 2009 sollte dann «Buebetröim» Vol. 2 erscheinen. Dazu haben wir erneut acht Schweizer Rock- und Popsänger und -sängerinnen eingeladen. Ihre Songs werden erneut für das SJO von unseren Arrangeuren, Philip Henzi und Johannes Walter massgeschneidert. Ende 2009 sollte dann die Tournee zur «Buebetröim»-CD Vol. 2 mit etwa zwölf Konzerten starten.

Die «Buebetröim» sind also noch nicht ausgeträumt, wie versucht man sich da von der ersten Platte abzuheben, damit nicht eine Kopie des ersten Werks entsteht?

Die zweite «Buebetröim»-CD muss sich überhaupt nicht von der ersten abheben. Das wäre völlig falsch. Ich sehe dies vielmehr als eine künstlerische Fortsetzung einer geglückten Verbindung von Popmusikern mit einem Jazzorchester. Warum soll ein Projekt nicht weiterverfolgt werden, wenn so viele beteiligte Musiker ihren Spass dabei hatten. Andererseits wechselten wir die Sänger grösstenteils aus, was wiederum zu neuen Herausforderungen führt. Selbstverständlich kann ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht alle Sänger bekanntgeben. Nur eine Kleinigkeit sei hier festgehalten: In der Schweiz gibt es genügend gute Künstlerinnen und Künstler, mit welchen es sich lohnt, ein solches Projekt mit einer Big Band zu realisieren. Ich habe sehr lange darüber nachgedacht, welche Sänger für Vol. 2 zum SJO passen würden. Meine Erfahrung und mein Gefühl sagen mir, welche acht Sängerinnen und Sänger zusammen mit dem SJO an den Erfolg der ersten Platte anknüpfen könnten. So kann ich bereits heute verraten, dass Sina und Freda Goodlett bei der zweiten Ausgabe erneut mit von der Partie sein werden. Für beide Sängerinnen hatte ich echt Mühe, Pendants an Frauenstimmen auf diesem Level zu finden. Sina ist für mich unbestritten die Mundartsängerin Nummer 1 der Schweiz und Freda ihr Pendant in Englisch. Beide verfügen über eine starke Stimme, um mit einer Big Band zu harmonisieren. Ich bedaure es etwas, dass es in der Schweiz vor allem an starken Frauenstimmen mangelt. Aber wer weiss, vielleicht finde ich ja noch eine zusätzlich passende Lady...

Aber nicht nur die Frauenstimmen trumpften auf. Grossen Erfolg konntet ihr auch dank den beiden Berner Sängern, Büne Huber und Kuno Lauener feiern?

Dass sie uns beim Erfolg mithalfen, ist völlig klar

und uns auch bewusst. Wir sind ihnen dafür auch sehr dankbar. Ihre Zusagen für das Mitwirken auf «Buebetröim» hat die Hemmschwelle des gesamten Projekts etwas gesenkt und unsere Zuversicht für ein erfolgreiches Gelingen einer etwas ungewöhnlichen musikalischen Verbindung gestärkt. Beide hatten aber auch extrem Spass, am Projekt teilzunehmen und haben ihre Freude spürbar ins Orchester einfließen lassen. Dies hat wiederum alle anderen Musiker beflügelt. Ein schönes Gefühl.

Ich kann mich an ein «Buebetröim»-Konzert des SJO erinnern, bei welchem Polo Hofer krankheitshalber ausfiel. Man ersetzte ihn durch den Frontsänger von Plüsch, Andreas «Ritschi» Ritschard. Wie steht es um ihn in der zweiten Ausgabe?

Ich merke schon, du möchtest mehr Namen aus mir rauskriegen. (lacht) Na gut, ich denke, dass Ritschi ein sehr würdiger Ersatz für Polo Hofer war, er machte einen super Job. Die Herausforderung, Lieder von Polo zu übernehmen und sie mit ebenso viel Engagement vorzutragen, war sicher nicht ganz einfach. Nicht zuletzt auch als Dankeschön für seine spontane Zusammenarbeit, war es mir völlig klar, dass er bei einer zweiten «Buebetröim»-Runde mit von der Partie sein würde. Ritschi hat es verdient, diese spezielle Plattform zu erhalten. Abgesehen davon können auch wir stolz sein, ihn an Bord zu haben, denn er ist unbestritten einer der grössten Stimmungsmacher im Schweizer Pop und zudem ein ausgezeichnete Sänger.

Wie stellt ihr sicher, nicht nur auf die «Buebetröim»-Platte reduziert zu werden?

Ich traf vor einigen Tagen Bert Joris, der kürzlich in New York das berühmte Village Vanguard Orchester dirigierte. Als er wieder in der Schweiz war, erzählte er mir, dass das SJO in der amerikanischen Jazzszene in aller Munde sei. Man nehme unsere Big Band sehr wohl als eines der europäischen Toporchester wahr. Dies aber vor allem mit den klassischen Jazzkompositionen, wie wir sie zum Beispiel auf der Paul Klee-Platte zusammen mit Jim McNeely interpretierten. Im Gegensatz dazu erlangte das «Buebetröim»-Projekt vor allem in der Schweiz Anerkennung, denn schlussendlich versteht man ja ausserhalb unserer Grenzen kaum ein Wort der Mundartgesangstexte.

Als Gegenpol zur leichteren Kost wie «Buebetröim» versuchen wir in musikalisch anspruchsvollen Projekten wie das Klee- oder das Stockhausen-Projekt mit der Berner Camerata, uns selbst zu fordern. Damit halten wir auch unsere eigenen Qualitätsansprüche hoch. Deshalb planen wir auch unser nächstes klassisches Jazzprojekt zusammen mit Bert Joris und Michael Zismann. Auch hier eine eher unkonventionelle Verbindung von Bandoneon und Big Band. Wir freuen uns schon riesig auf diese Zusammenarbeit.

Nun feiert das Swiss Jazz Orchestra in dieser Saison auch sein fünfjähriges Bestehen. Wie steht es um die Big Band in fünf weiteren Jahren, beim zehnjährigen Jubiläum?

Ich werde alles daran setzen, diese Big Band aufrechtzuerhalten. Zehn Jahre wären für mich zu wenig. Da immer wieder junge Hochschulabgänger in die Big Band integriert werden, habe ich auch keine Bedenken, dass sich mein Wunsch erfüllt. Zentral bleibt aber auch in fünf Jahren die Freude und Begeisterung an der Musik. Ich bin mir sicher, dass wir diese auch in fünfzehn Jahren noch haben werden. Und an Ideen für weitere Projekte mangelt es mir und uns bestimmt nicht. Lasst euch überraschen, was das SJO in Zukunft noch alles bietet.

Das Swiss Jazz Orchestra spielt jeden Montag ab 20:00 h im Bierhübeli. Weiter Informationen zur Big Band finden Sie unter:

www.swissjazzorchestra.com.

Die Konzertsaison 08/09 beginnt am Montag, 6. Oktober mit dem Specialguest Jim McNeely. Das Jubiläumskonzert zum fünfjährigen Bestehen findet am 10. November 08 statt.



interwerk gmbh
Kulturmanagement | Consulting

Sandrainstrasse 3 | CH-3007 Bern
Telefon +41(0)31 318 6050
Email info@interwerk.ch
www.interwerk.ch



6 Saiten.

43 Songs.

Eine Bank.

Ja gärn!

 **B E K B | B C B E**

Für ds Läbe.



Musée de la communication
Museum für Kommunikation

As Time Goes Byte

Die Ausstellung zur Computergeschichte und digitalen Kultur.

Helvetiastrasse 16 3005 Bern www.mfk.ch Dienstag bis Sonntag 10 bis 17 Uhr

Eine Stiftung von  



Credit Suisse & Saab present:

jazz classics
Bern

The World Famous

Count BASIE

Orchestra

Swing Swing Swing!

Freitag, 31.10.2008 • Kultur-Casino Bern 20.00 Uhr

Einziges Konzert in der Schweiz

 **musicline** 

VORVERKAUF: www.allblues.ch • www.ticketcorner.com
Tel. 0900 800 800 (CHF 1.19/min.), Manor, SBB, Die Post
BERN: Olmo Ticket, Thalia • FRIBOURG: Office du
Tourisme • VERANSTALTER: AllBlues Konzert AG
in Zusammenarbeit mit MusicLine & BeJazz

www.allblues.ch

 **YAMAHA MUSIC**

CREDIT SUISSE

SAAB

**radio
swissjazz**

James Lee Byars

«Im full of Byars»

Eine Hommage

12.9.08 – 1.2.09

Künstler, Zauberer, Visionär und Dandy
auf der Suche nach Perfektion.

Eröffnung: 11.9.08, 18h30

© Estate of James Lee Byars; Courtesy Galerie
Michael Werner, Köln, Berlin und New York

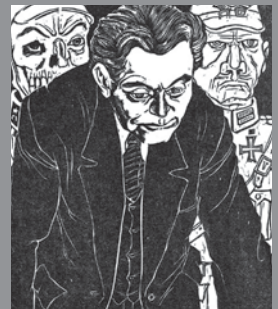


Emil Zbinden

Für und wider die Zeit

19.9.08 – 18.1.09

Die Retrospektive anlässlich des 100.
Geburtsjahres zeigt das engagierte
Werk des Berner Holzschnittkünstlers.
Eröffnung: 18.9.08, 18h30



© 2008 Nachlass Emil Zbinden

Kunstmuseum Bern

CREDIT SUISSE
Partner des Kunstmuseums Bern



KINO

kino ohne museum

Von Jasmin Amsler - Warum das Kino Kunstmuseum mit dem Kunstmuseum nicht (mehr) viel verbindet Bild: zVg.

■ Kino Kunstmuseum - ein Name, der nicht ganz hält, was er verspricht. Obwohl in den Räumlichkeiten des Berner Kunstmuseums untergebracht, hat das Kino mit dem Museum wenig gemeinsam. Im Gegenteil. Den Kinobetreibern ist es wichtig, als selbständiger Kulturbetrieb und unabhängig vom angrenzenden Museum wahrgenommen zu werden.

Das war natürlich nicht immer so. Gegründet wurde das Kino 1983 durch das Kunstmuseum. Das damalige Kino im Kunstmuseum und einzige Schweizer Museumskino war eng mit der Kunstinstitution verbunden und entsprechend stark ins Ausstellungsprogramm integriert. Anfangs 2003 wurde alles anders. Das Kunstmuseum musste sein Kino aus Spargründen schliessen, was einige politische und gesellschaftliche Reaktionen provozierte. Auf Initiative der städtischen und kantonalen Filmkommission wurde daraufhin der Verein Cinéville gegründet, der das Kino seither leitet und das Lichtspielhaus nach fast einjährigem Filmriss im November 2003 wieder eröffnete. Aus dem Kino im Kunstmuseum wurde das an einen städtischen Leistungsvertrag gebundene Kino Kunstmuseum. Im Gegensatz zu früher ist die Zusammenarbeit zwischen den beiden Nachbarn heute bescheiden. So werden noch gelegentlich Filme im Zusammenhang mit den laufenden Ausstellungen im Kunstmuseum gezeigt. Von den 360 bis 400 Vorstellungen, die im Kino jährlich laufen, sind das aber nur rund 50.

«Klein, aber fein», so oder ähnlich könnte das Motto des Kinos Kunstmuseum heute heissen. «Klein» sind die Räumlichkeiten im Untergeschoss des Museums. Neben dem Foyer mit einer winzigen Bar liegt der Kinosaal. 119 Filmliebhaber finden darin Platz und auf deren Besuch hofft das Kino sehr, denn als teilsubventionierte Institution muss es rund die Hälfte des Budgets von durchschnittlich 380'000 Franken selbst erwirtschaften. «Fein» sind dagegen die Filme. Nicht Events stehen hier im Vordergrund, sondern das bewegte Bild. Bei Premieren schauen oft bekannte Gesichter vorbei: Filmemacher, Filmwissenschaftler und Kuratoren erlauben dem meist sehr bunt gemischten Kinopublikum einen vertieften Einblick in ihr Schaffen. Durch die Filmauswahl und dank der Zusammenarbeit mit verschiedenen Institutionen aus Kultur, Bildung, Politik und Gesellschaft setzt sich das Kino zudem für die Pflege der Film- und Kinokultur ein. Darüber hinaus steckten die Betreiber viel Geld und Mühe in die Gestaltung der Flyer, Plakate und Programmbroschüren. Ein einheitliches grafisches Erscheinungsbild ist dem Kinoteam wichtig.

Müsste man das Kino Kunstmuseum einer Schublade zuordnen, so wäre das nicht eine, sondern gleich mehrere. Retrospektiven grosser Filmern wie Michelangelo Antonioni oder Roman Polanski werden genauso gezeigt wie Werkschauen und thematische Reihen. Das Kino berücksichtigt dabei nationales und internationales Schaffen gleicher-

massen. Ausserdem wirkt sich die räumliche Nähe zum Kunstmuseum, trotz allem, bis heute auf den Inhalt aus. Kunstfilme oder Künstlerportraits sind durchaus häufig im Programm zu finden. Ganz allgemein versucht das Kino aber alle Genres und Epochen abzudecken und will einen Beitrag zur filmhistorischen Bildung leisten, letzteres ist auch im Leistungsauftrag der Stadt festgelegt. Mit anderen Schweizer Programmkinos wie das Stadtkino in Basel oder das Xenix in Zürich verbindet das Kino Kunstmuseum zudem ein reger Kontakt. Nicht selten werden Filme gemeinsam eingekauft oder Retrospektiven ausgetauscht. Auf diese Weise lassen sich Kosten einsparen und Synergien nutzen. Denn eins steht fest: Kinomachen geht ins Geld, egal ob als Museums- oder als Stadtkino.

Übrigens: Im November feiert das Kino Kunstmuseum seinen 25. Geburtstag. Zwanzig Jahre unter der Ägide des Kunstmuseums und fünf Jahre als unabhängiges Kino. Gefeiert wird in kleinem, aber feinem Rahmen mit guten Filmen.

Kino Kunstmuseum, Hodlerstrasse 8, 3011 Bern
Vorführungen jeweils von Samstag bis Dienstag.
Weitere Informationen:
www.kinokunstmuseum.ch

INSOMNIA

DIETRO LA CHIESA

Von Eva Pfirter

■ Neulich diskutierte ich mit einigen römischen Freunden über die Zukunft der Kirche. Stefano war soeben von einer studentischen Reise nach Holland zurückgekehrt, wo er in einer selbigen – etwas umgebaut natürlich – übernachtet hatte. Diese Geschichte führte zu so grossem Staunen, dass ich als Nicht-Katholikin gerade noch einen draufsetzte, indem ich erzählte, dass in der Basler Elisabethenkirche regelmässig Parties veranstaltet würden. «Che cosa??» Ein kleiner Sturm der Entrüstung brach über mich, die Personifikation nordischen Unglaubens, herein. Als ich aber in die Runde fragte, wer denn von ihnen am Sonntag noch in die Messe ginge, schwiegen alle leicht beschämt.

Einige Tage später aber war dann ich diejenige, die staunte. Wir wollten *una partita di calcio* spielen – gemischt, versteht sich. Die Italiener nennen das *calcio cavaliere*, weil nur die Frauen Tore schiessen dürfen. Sehr amüsant übrigens, da es für den normalen Mann sehr hart ist, KEINE Tore schiessen zu dürfen. Aber was tut ein echter *cavaliere* nicht alles, um die Frauen glücklich zu machen.

Ich freute mich also auf einen lustigen Abend und hatte mir auch nichts dabei gedacht, dass sich der Fussballplatz *dietro la chiesa* befand. Ich dachte, es handle sich dabei um eine grobe geografische Umschreibung. Doch der Platz lag wirklich unmittelbar *dietro la chiesa*! Nebst den grünen Fussball-Teppich-Feldern gab es noch einen Volleyballplatz, Umziehkabinen und ein Klubhäuschen mit Bar. Alles in nächster Nähe zur wunderschönen byzantinischen Kirche Sant'Agnese, die sich gutmütig vom Flutlicht der Sportplätze bestrahlen liess und ihr Haupt majestätisch über den schwarz in die Nacht ragenden Pinien trug.

Als ich nachfragte, ob das üblich sei, dass man den kirchlichen Garten zu einem *campo sportivo* umfunktioniere, nickten alle. Keine Spur von Befremden über diese Tradition. Im Gegenteil: Aufgrund der gemeinsamen sportlichen Aktivitäten wird die römische Quartierkirche zu einem festen Treffpunkt der ansässigen Jugend, die ihr auch einige Jahre später noch die Treue halten – und sei es nur, um Fussball zu spielen. Ob der Papst wohl davon weiss? Und ob er wohl toleriert, dass die ganz harten Schüsse aufs Tor manchmal abprallen und hinaus gegen Sant'Agneses Mauer fliegen und der Märtyrerin Ruhe stören? Offensichtlich muss sich auch die katholische Kirche für die Zukunft wappnen. Und vielleicht ist es ja gar nicht so abwegig, *dietro la chiesa* Fussball zu spielen, schliesslich ist kaum irgendwo Fussball heiliger als im katholischen Italien.



KINO

auf den boden gekommen

Von Lukas Vogelsang - Brahms Tierleben über die Wüste wird umgeschrieben

■ Die Wüste als magischer Ort unserer Phantasie, als Brutstätte für allerhand Unfassbares und Unentdecktes. «Die Wüste lebt» möchte man wirklich sagen, denn die Filmdokumentation von Felix Tissi «Desert - Who is the man?» zeigt uns die vermeintlichen Einöden als Brutstätte von allerhand Menschlich-skurriblem. Da ist die Bernerin Cécile Keller, welche performanceartig einen Selbstexperiment mitfilmt und mit Fliegen kämpft; da sind Wissenschaftler, welcher versuchen die Wüstenzeichnungen zu lesen – aber auch allerhand «Grusiges» vorfinden. Beeindruckend der religionsfanatische Selbstkünstler, der mitten in der Wüste einen Berg baut und bemalt – eine sehr kreative Lebensaufgabe. Religiös gibt sich auch die Pilgergruppe, welche mit Fotogeräten an einem «heiligen Ort» ein digitales Erinnerungsbild knipsen. Sehr heilig. Und nicht fehlen darf das wohl absurdeste Wüstenspektakel «The burning man» – in diesem Universum wohl der grösste Freaktreff überhaupt. Neben all diesen «Wilden» bevölkern aber auch tragische Stimmen den oft sandigen Boden. Diese sind im Film recht leise und gehen im grotesken Lärm ein wenig unter. Spannend hingegen sind die Archivaufnahmen der Atomexperimente. Kaum zu glauben, zu was der Mensch fähig ist. In den Wüsten scheint sich ein faszinierendes Abbild der menschlichen Intelligenz zu vereinen. «Desert - Who is the man?» beantwortet gar nichts. Der Film gibt aber zu denken.

Als «archäologischer Science-Fiction-Film» wird

der Kinofilm angepriesen, das mag vielleicht etwas übertrieben sein, denn diese Geschichten gehören zum Heute und haben mit unserer Zukunft oder Vergangenheit hoffentlich nicht viel gemeinsam. Wer sich in die Wüste begibt, hat einen guten Grund im Jetzt. Das Leben ist für den Menschen dort nicht einfach und es braucht einen überzeugenden Grund, sich diesen Qualen auszusetzen. Wer mit der Wüste in Kontakt kommt, versteht vor allem eines: Der Mensch ist sehr klein – auch geistig.

Übrigens werden die Wüsten nicht benannt noch weiss man, welche Bilder von wo kommen. Das ist schön umgesetzt worden. So werden die Bilder tatsächlich zu Sinnbildern und können als Metapher herhalten. Der Film besteht aber hauptsächlich aus einer Aneinanderreihung von Geschichten, die bei der Recherche gefunden wurden. Eine «Botschaft» oder ein Ziel ist schwer auszumachen. Dies wiederum spielt weniger eine Rolle, denn es gibt nichts Ernüchterndes, als wenn der Mensch sein Spiegelbild zu lange selber betrachten muss. Wir können froh sein, dass hinter diesem Selbstporträt Mensch kein absichtlicher Wille steht – es wäre kaum auszuhalten.

Felix Tissi hat keine der Episoden zu Ende gefilmt. Es sind nur Ausschnitte, kleine Rätsel, die irgendwo beginnen und irgendwo enden. So wie die Wüste. So wie der Mensch.

Der Film läuft ab 22. November in den Kinos.



FILM DEMNÄCHST

nordwand

Von Simon Chen Bild: zVg.

■ Die Schweiz ist Mittelmass. Zumindest, wenn man ihre Berge mit dem Himalaya vergleicht. Die Eigernordwand hingegen ist eine der berühmtesten Kletterrouten, an der sich Bergsteiger aus allen Herren Länder die Zähne ausgebissen, beziehungsweise die Zehen abgefroren haben.

Der deutsche Regisseur Philipp Stölzl hat das historische Drama um die Erstbesteigung der Eigernordwand nun als Vorlage (um nicht zu sagen Vorwand) genommen, um in brechtscher Manier eine aktuelle Problematik zu behandeln. So wie der Lehrmeister der Dialektik seine Theaterstücke in der Antike oder im Mittelalter ansiedelte, aber die Situation im Nachkriegsdeutschland meinte, so ist Stölzls Film nichts anderes als ein Gleichnis auf die grassierende deutsche Einwanderung in die Schweiz zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Mit Brechts Verfremdungseffekt (hat nichts zu tun mit Überfremdung) wagt er sich an ein delikates Thema, das gewöhnlich nur mit wenig konstruktiven Klischees breitgewalzt wird.

Die Filmstory: Im Jahre 1936 schicken sich die zwei jungen deutschen Bergsteiger Toni Kurz und Andreas Hinterstoisser an, als erste die Eigernordwand zu bezwingen. Und da das Nazi-Regime Helden braucht, um ihre Macht zu unterstreichen, und die beiden blonden Recken sich dafür wunderbar eignen, wird das Vorhaben von einem ganzen Journalisten-Tross medial begleitet. Mit der Erstbesteigung winkte den beiden übrigens nicht nur der soziale Aufstieg, sondern auch olympisches Gold (sic!), ein Umstand, der - sozusagen mit umgekehrtem V-Effekt - an den nationalistischen Medaillenwahn der Chinesen im August 2008 erinnert (nein, dies war kein Vergleich Chinas mit Nazi-Deutschland!). Und so wie Chinas Goldmedaillengarant, der Hürdenspringer Liu Xiang, dem Druck nicht gewachsen war, so scheitern am Ende auch die beiden Deutschen an der Nordwand.

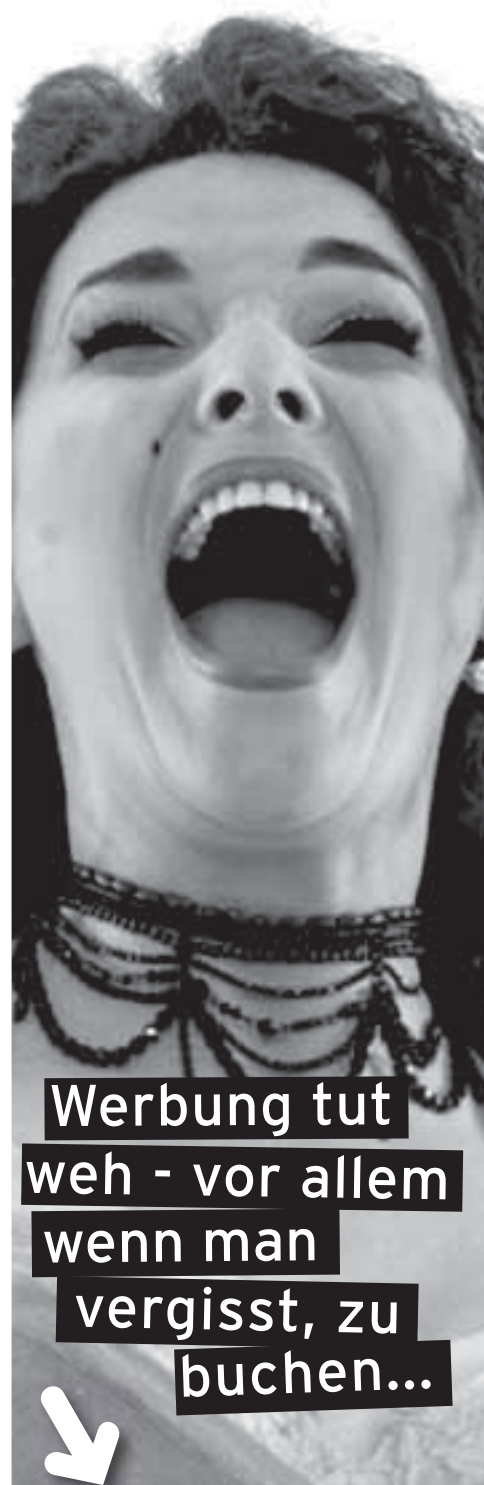
Die historische Begebenheit ist ein exemplari-

sches Bild für die deutsche Einwanderung, denn so wie anno dazumal lassen wir Schweizer uns auch heute auf eigenem Terrain von Ausländern übertrumpfen; offenbar verfügen wir nicht über genügend eigene qualifizierte Kräfte. Damals besetzten die Deutschen unsere Bergspitzen, heute unsere Spitzenposten. Aber statt sich einzugestehen, dass er es ist, der sie anstellt, fühlt sich der von Neid und Minderwertigkeitskomplexen zernagte Eidgenosse von den «Schwabern» überfahren und verwechselt ihre Direktheit mit Arroganz und ihre Eloquenz mit Lautstärke. Statt sie willkommen zu heissen, baut der Kuhschweizer eine zwischenmenschliche Nordwand auf, eine Mauer gegen seine nördlichen Nachbarn. So liegt es auch nicht an Toni und Andreas Unvermögen, dass sie das Gipfelkreuz des Eigers nicht erreichen, sondern daran, dass es sich um ein unnahbares Schweizer Kreuz handelt. Es sollte nachdenklich stimmen, dass sich die dazuerfundene Liebesgeschichte nicht, wie es sich anbieten würde, zwischen dem Schönling Kurz (Benno Führmann) und einer hübschen Einheimischen abspielt; wie siebzig Jahre später in Realität, bleiben die Deutschen auch im Film in Sachen Freundschaft und Liebe gezwungenermassen unter sich; den Einstieg in die Nordwand finden die zwei aufstrebenden Alpinisten ungleich besser als den Zugang zu den Berner Oberländern. Und so schnappt mit Johanna Wokalek als Tonis Geliebte auch hier eine Deutsche einer Schweizer Schauspielerinnen einen attraktiven Arbeitsplatz weg.

Wenn «Nordwand» ein guter Film ist, so deshalb, weil die Deutschen uns eben auch in Sachen Leinwand ein paar Seillängen voraus sind. Immerhin dürfen wir ein paar Nebendarsteller und die prächtige Kulisse liefern.

CH-Kinostart: 9. Oktober

Der Autor der Filmversprechung legt Wert auf die Feststellung, dass er den Film nicht gesehen hat!



Werbung tut
weh - vor allem
wenn man
vergisst, zu
buchen...



Klassischer Fall: Sie haben das neue ensuite in den Händen und stellen fest, dass Ihr Inserat nicht gebucht wurde. Das können wir nicht mehr korrigieren! Im nächsten Monat können wir Sie aber daran erinnern! Rufen Sie an: Telefon 031 318 6050 - oder informieren Sie sich auf **www.ensuite.ch**

FILM-TIPP

THE LOVE GURU

Von Sonja Wenger

■ Von wegen Namaste! Wenn man sich Mike Myers neuestes, von seinen Fans vermutlich lange ersehntes Machwerk «The Love Guru» angesehen hat, ist man weder erleuchtet noch mit mehr Weisheit gesegnet. Vielmehr möchte man einfach Myers, den Hauptdarsteller, Drehbuchautor und Produzenten dieses sogenannten Films, am falschen Bart rupfen und sein Werk in die Luft schmeissen, um es dort mit scharfen Sushimessern in kleine Häppchen zu zerteilen.

Denn nur in dieser Form wäre Myers Aneinanderreihung dümmlicher Ulknummern, die gespickt sind mit Versatzstücken aus geistigen Tiefflügen und Fäkalhumor, vielleicht noch erträglich. Vielleicht. Doch da dies dem Publikum nicht vergönnt ist, muss es bei einem eventuellen Kinobesuch von «The Love Guru» wohl Übles in Kauf nehmen: Die schlimmsten Symptome zeigen sich darin, dass bereits nach zwei Minuten die Gesichtsmuskulatur erschlafft, die Hirnaktivität aussetzt und es im Weiteren ein gigantisches Wohlwollen erfordert, diesen Mist auf Zelluloid bis zum Ende durchzustehen.

Dabei wäre die Grundidee von «The Love Guru» nicht mal so übel, obwohl jeder Anflug von möglicher Sympathie oder echtem Humor bereits im Keim erstickt wird. Guru Maurice Pitka (Myers) leidet darunter, dass er im Geschäft mit der Erleuchtung nur an zweiter Stelle steht und als der «Deepak Chopra der armen Leute» gilt. Um das zu ändern, will er in die Show von Oprah Winfrey. Und um dieses Ziel zu erreichen, nimmt er den medienwirksamen Auftrag an, die ehelichen Probleme des Starspielers eines Eishockeyteams zu lösen. Dabei verliebt er sich in Jane Bullard (Jessica Alba), die Besitzerin des Teams, und muss sich deshalb endlich seinen eigenen Ängsten stellen.

Dazwischen wird jede Menge gefurzt, über die Penisgrösse Witze gemacht und die Schmerzgrenze des Brachialhumors neu ausgelotet. Allerlei Rückblenden zeigen zudem, weshalb Guru Pitka zu Guru Pitka wurde und beweisen, dass auch die besten Schauspieler eine grottenschlechte Geschichte nicht zu retten vermögen. So hat das Mitwirken von Gandhi-Darsteller Ben Kingsley als Guru Tugginmypudha (!), Pitkas schielendem Lehrer, wenig mit der «Vertreibung der geistigen Dunkelheit» zu tun, für die Gurus bekannt sind. Vielmehr muss es sich um eine temporäre geistige Umnachtung gehandelt haben, der aber wohl jeder anheimfällt, der sich diese 87 Minuten Stuss zu Gemüte führt.

Der Film kommt leider am 2. Oktober ins Kino.



KINO

elegy

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

■ Die Einsamkeit endet mit der Liebe. Das ist wohl wahr. Doch wie soll ein Mensch die Liebe erkennen und festhalten, der Zeit seines Lebens die Fahne der Unabhängigkeit hochgehalten hat und entsprechend aus jeder Beziehung geflüchtet ist, sobald sie zu intim wurde?

«Die Einsamkeit endet mit der Liebe» ist auch der Titel eines Musikstücks, das die Geschichte von «Elegy» begleitet. Die spanische Regisseurin Isabel Coixet hat sich an die Verfilmung des Romans «Das sterbende Tier» von US-Schriftsteller Philip Roth gewagt. Es ist ihr gelungen, trotz des dominanten Untertons männlicher Ängste und Eitelkeiten, daraus einen überaus feinfühlig, berührenden und teilweise sinnlichen Film zu machen.

Die Regisseurin von «The secret life of words» und «My life without me» erzählt dabei in streckenweise intimen Bildern und mit schonungsloser Nähe die Geschichte der Beziehung zwischen dem Literaturprofessor David Kepesh (Ben Kingsley) und seiner ehemaligen Studentin Consuela Castillo (Penélope Cruz). Als Consuela in Davids Leben tritt, führt er ein komfortables Leben in einer beruflich und finanziell privilegierten Position und einem geistigen Kokon. Für seine emotionale Freiheit hat David seine Ehe aufgegeben. Für den Sex gibt es seine langjährige Geliebte Carolyn (brilliant: Patricia Clarkson), wobei beide glauben, über Besitzansprüche aneinander erhaben zu sein. Und für die Inspiration gibt es die pointierten Gespräche mit seinem besten und einzigen Freund George (Dennis Hopper) sowie gelegentliche Affären mit seinen Studentinnen.

Doch mit Consuela ändert sich alles. Obwohl er sich zuerst und vor allem von ihrer Schönheit angezogen fühlt, schmelzen seine so solid geglaubten Prinzipien dahin. Consuelas Offenheit und Liebe fordern von David Dinge, die er nicht geben kann. Seine offene Eifersucht geht zudem Hand in Hand

mit einer unterschwellig Angst vor dem Alter und einer wachsenden Panik davor, dass ihn Consuela eines Tages verlassen könnte. Doch weder der grosse Altersunterschied noch Davids Misträuen lassen die Beziehung zerbrechen. Es ist seine Unfähigkeit, für Consuela über sich selbst hinauszuwachsen. Als sie ihn verlässt, ist er ein gebrochener Mann. Erst als sich Consuela Jahre später wieder meldet, erhält David nochmals eine Chance.

Das «Elegy» trotz einer melancholischen, beinahe traurigen Grundstimmung durchgehend zu packen und zu unterhalten vermag, ist dem exzellenten Zusammenspiel zwischen der Regisseurin und den Schauspielern zu verdanken. Mal lässt Coixet es zu, dass die Figuren intellektuell abschweifen, manchmal gar nerven und kalt wirken. Dann versöhnt sie das Publikum wieder mit humorvollen und warmherzigen Momenten oder intelligenten Dialogen.

Der von jeglichem Ballast befreite Erzählstil vermag es, die verschiedenen Charaktere schnell und präzise zu zeichnen, und lässt doch stets dort Zeit, wo ein ruhiger Grundton notwendig ist. Beinahe scheint das Metronom, welches die vielen Klavierstücke der Filmmusik begleitet, auch den Rhythmus des Films anzugeben. Die Regisseurin verliert zudem nie die Balance zwischen Betrachten und Teilhaben, zwischen Nachdenken und Mitfühlen.

Doch wahre Hochachtung ist in «Elegy» Ben Kingsley und Penélope Cruz zu zollen. Beide wachsen als Schauspieler wie auch in ihren Rollen über sich hinaus. So wie David seine Augen nicht von Consuela lassen kann, starrt man gebannt auf die Nuancen ihres Spiels und hofft dabei, dass sich die Vergänglichkeit von Liebe und Leben nicht bereits im eigenen Körper festgesetzt hat.

Der Film dauert 108 Minuten und kommt am 9. Oktober ins Kino.



KINO

lemon tree

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

■ Dem israelisch-arabischen Kino gelingt seit Jahren, was Heerscharen von Politikern und Militärs beider Seiten nicht zustande bringen - oder nicht zustande bringen wollen: Das Kunststück, das verschiedene Kulturen nebeneinander bestehen können und so etwas wie einen Hoffnungsschimmer auf eine bessere Zukunft aufrecht erhalten wird.

Filme wie beispielsweise «The Syrian Bride» oder «The Band's Visit» erzählen Geschichten darüber, wie einfache Menschen ihr Schicksal meistern oder dem teilweise bizarren Alltag trotzen. Diese Filme zeichnen sich häufig durch einen phantastischen Humor aus und thematisieren gleichzeitig die grössten Ungerechtigkeiten und menschlichen Tragödien - ohne sich um die vordergründigen Widersprüche zu kümmern. Nun gelangt mit «Lemon Tree» von Regisseur Eran Riklis ein weiteres Glanzstück zum Thema israelisch-arabischer Absurditäten in unsere Kinos.

Drei Jahre nach seinem Erfolgsfilm «The Syrian Bride» erzählt Riklis einmal mehr die Geschichte einer starken Frau. «Lemon Tree» handelt vom Mut einer einzelnen Person, gegen ein ganzes System aufzubegehren. Und er handelt von der Mauer, die Israel nicht nur vom Westjordanland trennt, sondern auch in den Köpfen vieler Menschen vorhanden ist. Salma Zidane (Hiam Abbas) ist Mitte vierzig und verwitwet. Die Kinder sind schon lange aus dem Haus und finden kaum noch den Weg zur Mutter. Sie lebt allein in einem Palästinenserdorf im Westjordanland und mehr schlecht als recht vom Ertrag aus ihrem Zitronenhain. Sie hat die Bäume von ihrem Vater geerbt und pflegt sie mit Hingabe und Geschick.

Als auf dem Nachbargrundstück aber der israelische Verteidigungsminister einzieht, wird ihr Hain plötzlich zum Sicherheitsrisiko. Der Geheimdienst besteht darauf, dass die Bäume weg müssen. Von israelischer wie auch palästinensischer Seite kann Salma keine rechtliche Unterstützung erwarten.

Erst der Anwalt Ziad Daud (Ali Suliman) nimmt sich des Falls an - und zieht mit Salma bis vor den Obersten Gerichtshof. Doch obwohl Salma monatelang kämpft, ihre Geschichte es in die internationalen Medien schafft und sie sogar von der Frau des Verteidigungsministers Unterstützung erhält, kann sie schlussendlich ihre Bäume nicht retten.

Die Geschichte von Salma hat kein Happy End. Doch das sollte man auch nicht erwarten. «Lemon Tree» bildet im Kleinen viele jener Probleme ab, die für den gesamten israelisch-arabischen Konflikt bezeichnend sind: Die Frage nach den rechtlichen Grundlagen der Landenteignungen von Palästinensern; eine israelische Justiz, die mit ungleichen Waagschalen misst; und die verhärteten Fronten auf beiden Seiten, die eine Lösung des Konflikts noch lange verhindern werden.

Insofern ist der Zitronenhain auch ein Symbol für die unfassbare Sinnlosigkeit des politischen Konflikts. Für Salma ist der Hain nicht nur die Lebensgrundlage, sondern das Werk von mehreren Generationen. Die Zitronenbäume sind für sie beinahe wie Menschen: tief verwurzelt, wunderschön anzusehen, aber ihre Früchte nur mit etwas Süßem geniessbar. Dies sollte aber nicht zur Annahme verleiten, dass bei «Lemon Tree» irgendwelcher Pathos, erzählerischer Schnickschnack oder schwülstige Ausschweifungen einen Platz finden. Regisseur Riklis verliert nie den rationalen, radikal realen Blick auf die absurde Situation und hält Traurigkeit und Lebensmut stets in einem feinen Gleichgewicht.

Bei der diesjährigen Berlinale hat «Lemon Tree» den Panorama Publikumspreis erhalten. Zu Recht. Es sollte mehr dieser kleinen schönen Filme geben, die dem Publikum nicht nur einen erstaunlichen Seelenfrieden schenken, sondern es erst möglich machen zu verstehen, was in anderen Winkeln dieser Welt geschieht.

Der Film dauert 106 Minuten und kommt am 9. Oktober ins Kino.

TRATSCHUNDLABER

Von Sonja Wenger

■ Da sind wir aber froh! Nur wenige Tage vor der Wahl der nächsten Miss Schweiz war der «IQ-Streit unter den Kandidatinnen vorderhand (!) bereinigt». Nach zwei Wochen Schlammschlacht auf diversen Titelseiten zum Thema «Wie doof dürfen Missen sein?», hatten sich die Kandidatinnen im «Missenlager ausgesprochen». Und die Ringier-Redaktoren wohl einen Crashkurs in Sachen «Must-have»-Literatur belegt. Oder kann es Zufall sein, dass im «Magazin zur Wahl 2008» plötzlich die Frage nach dem «Buch, das man unbedingt gelesen haben sollte» gestellt wird?

Doch ganz ohne Propaganda läuft es auch da nicht. So finden sich bei den Antworten Werke wie «Die Bibel», «Gottes Werk und Teufels Beitrag» oder «Der Gott der kleinen Dinge» sowie mein persönlicher Favorit: «Fünf Jahre meines Lebens. Ein Bericht aus Guantánamo» von Murat Kurnaz. Von einem Lager ins nächste - oder: Dabei sein ist alles! Immerhin hat sich das Nesthäckchen der Kandidatinnen den Vorwurf, nicht mal alle Mitglieder des Bundesrats zu kennen, zu Herzen genommen und liest nun «Institutions politiques suisses». Da soll noch jemand behaupten, Miss-Wahlen seien verlorene Zeit.

Doch egal, wie und woher sie sich heute ihre Bildung holen, die Zeit als Miss holt jede irgendwann ein. Sei es bei der jährlich wiederkehrenden «Galerie der Schönsten» mit allen Haarsünden der Vergangenheit oder als Kandidatin für das US-Vizepräsidentenamt. So ist seit Anfang September von der früheren Vize-Miss-Alaska die «Sarah Palin Action Figure» auf www.hero-builders.com erhältlich - in drei Ausführungen: als Businessfrau, als Schulmädchen und als Lara-Croft-Verschnitt. Endlich kann schon den kleinen Mädchen im Kinderzimmer der richtige Mix aus martialisch und devot vermittelt werden. Allerdings diskriminieren die Heldenmacher nicht. Auf derselben Webseite finden sich auch Action-Figuren von Barack Obama und John McCain.

Apropos alt und unbelehrbar: Die besten Geschichten schreibt tatsächlich das Leben - und die «Schweizer Illustrierte» druckt sie. So kommentierte ausgerechnet Ex-Bundesrätin Elisabeth Kopp, die frühere Justizministerin, die 1989 wegen dem Vorwurf der Amtsgeheimnisverletzung zurücktreten musste, kürzlich in der «SI» die Probleme von Samuel Schmid mit der Glaubwürdigkeit. Das Ganze unter dem Titel «Jeder ist seines Unglücks Schmid» und mit dem Satz: «Der Bürger wünscht sich eine Regierung, zu der er Vertrauen haben kann.» Bei so viel Verdrängungspotenzial bleibt einem nur noch eines zu sagen: «Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf. Warum nur bin ich wach, ich Schaf?»

cinématté

www.cinematte.ch / Telefon 031 312 4546



■ **Schwert und Ehre - Samurai-Filme** Die oft als Meister der Tugenden beschriebenen Samurai boten Stoff für unzählige Heldensagen und Filme. Der Filmzyklus legt sein Augenmerk aber nicht auf Heldenepen und kriegsverherrlichende Werke, sondern auf Filme über gescheiterte Helden, über die manchmal entstehende Kluft zwischen Heldentum und Menschlichkeit, über die Folgen welche ein Ausbruch aus einer streng hierarchisch reglementierten Gesellschaft für Einzelne haben kann. Gezeigt werden klassische Werke und moderne Interpretationen des Genres.

Specials

100 Jahre Salvador Allende Der 11. September 1973 ist ein denkwürdiges Datum: An diesem Tag wurde in Chile durch den US-amerikanischen CIA der demokratisch gewählte Präsident **Salvador Allende** gestürzt und die Demokratie durch eine der brutalsten Militärdiktaturen des 20. Jahrhunderts ersetzt. Der Chilene Patricio Guzmán nähert sich in seinem Doku sehr persönlich und einfühlsam der Figur Salvador Allendes, der zu den raren integren Persönlichkeiten auf dem politischen Parkett gehörte. > **Do, 9. Oktober 20h**

Gegen die Wand Fatih Akin gelang mit seinem kraftvoll-radikalen Liebesdrama ein beeindruckendes Stück Kino, das die Beachtung (goldener Bär, Berlinale 2004) mehr als verdient hat. **Gegen die Wand** handelt vom Hunger nach Leben, Freiheit und Selbstbestimmung. > **Do, 2. Oktober 21h**

EXIT - Das Recht zu Sterben Fernand Melgars Doku ist nicht nur eine Erzählung über das Sterben, sondern viel mehr ein Film über das Ende des Leidens, und vor allem ein Film über die Frage nach der letzten Freiheit, der letzten Entscheidung. **EXIT - das Recht zu sterben** erzählt die Geschichte von Menschen, deren Situation ausweglos, deren Leiden für sie unerträglich geworden ist; und die deshalb die Entscheidung zum begleiteten Freitod getroffen haben. Ein Film, der anregt, aufwühlt, packt, und vor allem berührt. > **Do, 16. Oktober 18.30h**. Einführung: NR Alec von Graffenried, Mitglied der Rechtskommission

Science et Cité Cinéma. 17. und 18. Oktober 2008 www.science-et-cite.ch

Details zu den Filmen finden Sie unter cinematte.ch.

Kellerkino

www.kellerkino.ch / Telefon 031 311 38 05



■ **WONDERFUL TOWN** Von Aditya Assarat, Thailand 2007, 92', Thai/d/f, Spielfilm - Takua Pa ist eine kleine Stadt im Süden Thailands. Seit dem Tsunami haben die Menschen, die hier leben, ihre Arbeitsplätze verloren. Junge Leute fahren auf ihren Motorrädern umher, alte Menschen erinnern sich an bessere Zeiten. Eines Tages kommt ein Fremder in die Stadt. Ton ist Architekt. Er nimmt sich ein Zimmer in einem kleinen Hotel, das Na gehört. Die beiden beginnen eine zärtliche Liebesgeschichte miteinander. Bald wird über sie geredet. Die Stadt hat ihren Feind gefunden. Der Film handelt von einer Liebe, die an einem Ort, an dem es keine Liebe mehr gibt, wie eine Blume im Schmutz blüht. Und er handelt von einer Stadt, die die Schönheit zu zerstören versucht, die sie für sich selbst nicht haben kann.

QUÉ TAN LEJOS Von Tania Hermida, Ecuador 2007, 92', Spanisch/d/f, Spielfilm - Ecuador und die Anden bilden das wunderbare Dekor für dieses Roadmovie, in dem zwei junge Frauen unterwegs sind nach Cuenca, der friedlichen Gartenstadt im Süden. Esperanza kommt aus Spanien und reist durch Ecuador auf der Suche nach Entdeckungen und auf den touristisch empfohlenen Spuren. Tristeza lebt in Quito, der Hauptstadt Ecuadors, und macht sich auf den Weg, ihren Geliebten daran zu hindern, eine andere Frau zu heiraten. Unterwegs lernen die beiden, die der Zufall im Bus zusammenbringt, einander und zwei Männer aus dem Dekor des fernen Landes kennen. Sie durchqueren die halluzinierende Bergwelt Ecuadors und fahren zunächst an die Küste, weil ein Streik den Verkehr lahm gelegt hat.

QUÉ TAN LEJOS ist ein ausgesprochen sanfter Film über das Reisen, das Unterwegssein und über Begegnungen zwischen Menschen. Die Ecuadorianerin Tania Hermida lässt uns in ihrem ersten Spielfilm sinnieren über das, was wir so treiben, wenn wir unterwegs sind. Und sie hat den erfolgreichsten Film in ihrer Heimat gedreht, der nicht umsonst so erfolgreich war: Er strahlt bei aller Unaufgeregtheit Natürlichkeit aus, bis in die kleinsten Details hinein.

KINO_kunstmuseum

www.kinokunstmuseum.ch / Telefon 031 328 09 99



■ **SPACE FICTION - WELTRAUMFANTASIEN IM WANDEL DER ZEIT** Als Neil Armstrong vor bald vierzig Jahren am 20. Juli 1969 als erster Mensch seinen Fuss auf den Mond setzte, holte er im Grunde nur nach, was der Film längst vorge-macht hatte: Auf der Leinwand waren die ersten Schritte auf dem Mond bereits 1902 erfolgt.

Mit einer schönen Filmreihe zeigt das Kino Kunstmuseum anhand von Klassikern und Unbekanntem, wie sich Fantasien über das Reisen im Weltraum im Lauf der Zeit gewandelt haben: von Méliès' weltberühmten **Le voyage dans la lune**, dem tschechoslowakischen Science-Fiction-Klassiker **Ikarie XB1** über **Stanley Kubricks 2001: A Space Odyssey** bis zu **Star Trek: First Contact**. Die Reihe entstand durch die Unterstützung des Collegium generale der Universität Bern, welches eine interdisziplinäre Veranstaltungsreihe «Science & Fiction: Imagination und Realität des Weltraums» organisiert. Bis 28. Oktober

ELLA MAILLART & ANNEMARIE SCHWARZENBACH Ella Maillart reiste zusammen mit Annemarie Schwarzenbach 1939 von Genf nach Afghanistan und dokumentierte die Reise im Film **Nomades Afghans**. Die stummen Aufnahmen werden von der Filmhistorikerin Mariann Sträuli anhand der originalen Vortragsskripte live kommentiert. 18. Oktober

ROMAN POLANSKI - HOMMAGE ZUM 75. GEBURTSTAG Dank ihrer enormen Publikums-wirksamkeit und Verankerung in den Konventionen des Genrekinos bieten Polanskis Filme spektakuläre Unterhaltung auf höchstem Niveau. Noch bis 26. Oktober

bill - das absolute augenmass Der neue Film von Erich Schmid über Max Bill (1908-1994), der zu den bedeutendsten Schweizer Künstler des 20. Jahrhunderts gezählt wird. Noch bis 26. Oktober

FILMGESCHICHTE: EINE GESCHICHTE IN 50 FILMEN Franz Schnyders **Käserai in der Vefhreude** in restaurierter Kopie und Alfred Hitchcocks **Vertigo**. 14. und 28. Oktober

Die genauen Spielzeiten der Filme und weitere Informationen finden Sie auf www.kinokunstmuseum.ch

KINO

in der Reitschule

www.reitschule.ch / Telefon 031 306 69 69

LICHTSPIEL

www.lichtspiel.ch / Telefon 031 381 15 05

FILMPODIUM BIEL/BIENNE

www.pasquart.ch / Telefon 032 322 71 01



■ **RAF-Film** In einem Schreiben, das im April 1998 bei Reuters einging heisst es: « Vor fast 28 Jahren, ..., entstand in einer Befreiungsaktion die RAF. Heute beenden wir dieses Projekt. Die Stadtguerilla in Form der RAF ist nun Geschichte.»

Das Kino in der Reitschule nimmt die Geschichte der RAF wieder auf.

In **Die Stille nach dem Schuss von V. Schlöndorff** (Fr, 3.10, 21h und Do, 9.10, 20.30h) taucht eine Ex-Terroristin in der DDR unter. Doch nach dem Mauerfall ist sie auch dort nicht mehr sicher. Angelehnt an die Biografie der RAF-Aktivistin Gudrun Ensslin erzählt M. von Trotta in **Die bleierne Zeit** (Sa, 4.10, 21h und Fr, 10.10, 22.30h) die Geschichte zweier Schwestern, die sich in den 60er Jahren politisch engagieren.

Am Fr, 10.10, 20.15h stellt **Karl-Heinz Dellwo**, als Mitglied der RAF an der Besetzung der Deutschen Botschaft in Stockholm 1975 beteiligt, verurteilt und 20 Jahre in Knast, sein Buch *Das Projektil* sind wir vor. Eine kritische Analyse des «Konzept Stadtguerilla» und ein politisch reflektierter Lebensbericht. Mit anschliessender Diskussion. Elf deutsche Regisseure (u.a. Schlöndorff, Böll, Fassbinder etc) versuchen in **Deutschland im Herbst** (Sa, 11.10, 21h und Do, 23.10, 20.30h) die Stimmung in Deutschland nach der Ermordung von Hanns Martin Schleyer und den Selbstmorden der in Stammheim inhaftierten RAF-Mitglieder zu reflektieren. **Black Box BRD** von A. Veiel (Fr, 17.10. und Sa, 1.11, 21h) zeichnet anhand von Aussagen von Bekannten die Biografien des von der RAF ermordeten Vorstandssprechers der Deutschen Bank und des RAF-Mitglieds nach. Wie die Pubertät der Tochter von Eltern mit terroristischer Vergangenheit zu einem Sicherheitsrisiko werden kann, zeigt **Die innere Sicherheit** (Sa, 18.10. und Fr, 31.10, 21h) von Ch. Petzold.

Am 24. und 25.10. werden im Kino im Rahmen des Reitschulfestes 2008 **Anti-AKW-Filme** gezeigt.

UNCUT- Warme Filme am Donnerstag (20.30h) zeigt:

2.10: **HOLDING TREVOR** von R. Goodman

16.10: **JULIE JOHNSON** von B. Gosse

30.10: **DREAM BOY** von J. Bolton

www.reitschule.ch/reitschule/kino/

■ **SINGERS IN FILM** *Callas Assoluta* (F 2007) von Philippe Kohly, eine spannende Dokumentation über das bewegte Leben der Königin des Belcanto, bildet den Auftakt zur gemeinsam mit dem Schweizerischen Musikpädagogischen Verband organisierten sechsteiligen Filmreihe über die Kunst des Gesangs. (2.10., 20h)

LA MEGLIO GIOVENTÙ *Ballo a tre passi* von Salvatore Mereu begleitet vier Frauen im ländlichen Sardinien in wichtigen Momenten ihres Lebens (6.10., 20h). In *La spettatrice* nimmt eine junge Dolmetscherin nur durch Beobachten anderer Menschen am Leben teil (13.10., 20h), während Texas eine Gruppe Jugendlicher auf ihrem Weg von der Unbeschwertheit der Jugend ins Erwachsenenalter begleitet. (20.10., 20h)

FUCK MICKEY MOUSE Erneut präsentiert der Amerikaner Dennis Nyback eine Animationsfilmrolle aus seiner einzigartigen Sammlung - diesmal beziehen sich die Kurzfilme auf bekannte Disney-Cartoons oder parodieren diese gar. (Fr 17.10., 20h)

EINE GESCHICHTE IN 50 FILMEN *Wildwest* im Emmental mit geldgierigen Bauern, wüsten Massenschlägereien und einer spektakulären Verfolgungsjagd bietet Franz Schnyders *Käseri* in der *Veihfreude* (1958) (8.10., 20h). Alfred Hitchcock spannt das Publikum mit seinem Seelendrama *Vertigo* auf die Folter - der Thriller wird am 22.10. filmgeschichtlich und am 23.10. im Rahmen von *CinemAnalysis* psychoanalytisch eingeführt. (22./23.10., 20h)

PAOLO BIANCHINI Paolo Bianchini schildert in *Il giorno, la notte poi l'alba* (I 2008) die Begegnung von Friedrich II und Franz von Assisi im Jahre 1220. Die beiden sind von der Sinnlosigkeit religiöser Kriege überzeugt und streben nach Ausgleich und Harmonie. Franz sucht sie in Mystik und Religion, Friedrich in Natur und Politik. (25.10., 20h, in Anwesenheit von Paolo Bianchini)

TIRAMI-VIA Auf eine aufwühlende Rolle mit Knatsch- und Knatschfilmen aus dem Lichtspiel-Archiv folgt ein heiteres, lustvoll-leidenschaftliches Live-Konzert des A-cappella-Ensembles TIRAMI-VIA. Mit Gefühlen wird im Programm «**Knatsch und Knatsch**» nicht gespart - auch nicht bei den Kostümen. Ein Augen- und Ohrenschaus. (27.10. + 8.11., 20h)

■ **Filmpodium Biel** Im Moment wächst nun eine neue FilmerInnengeneration heran, die sich den alten Meistern, im speziellen jener des Neorealismo verpflichtet fühlt. FilmemacherInnen wie z. B. Paolo Sorrentino oder Paolo Franchi werfen einen sehr genauen Blick auf die soziale Realität des heutigen Italiens und setzen sich differenziert damit auseinander. Sie erzählen Geschichten von Einsamkeit, zerbrochenen Familienbanden und der Suche nach dem richtigen Platz im Leben. Die Filmschaffenden stehen solidarisch auf der Seite der VerliererInnen. Sie prangern ein unterdrückerisches und ausbeuterisches System an und scheuen sich nicht vor einer engagierten Kritik gegenüber der Machtgier italienischer Politiker.

Im Filmpodium sind vier Filmpremieren zu sehen: **L'uomo in più** von Paolo Sorrentino. Der 1970 geborene Regisseur reflektiert in seinem Film über zwei Freunde mit erst gemeinsamen, dann sehr unterschiedlichen Lebenslinien, welche eine vorzeitige Bilanz ihres Lebens und ihrer Beziehung zu leisten haben. (3./4.10.).

La spettatrice von Paolo Franchi ist das Porträt einer verschlossenen Frau, die sich mehr und mehr in einer Fantasiewelt verliert (17./18.10.). Die Hafenstadt Bari und unlautere Geschäfte dubioser Personen sind Thema im Gangsterfilm **La capagira** von Alessandro Piva. (24.10.). **Ballo a tre passi** von Salvatore Mereu ist ein Episodenfilm aus dem sardischen Hinterland. Die vier Jahreszeiten stehen darin sinnbildlich für das Leben selbst. (25.10.). Zu diesen Filmpremieren zeigen wir einige Reprisen von und mit **Nanni Moretti**: Moretti als Schauspieler in **Caos calma**, als Regisseur in **Il Caimano** und als Regisseur und Schauspieler in **La stanza del figlio**. (26./27.10. / 31.10.-3.11.)

Ebenfalls als Bieler Film premiere zeigen wir **Callas Assoluta**. Das turbulente Leben der schillernden Operndiva Maria Callas zeichnet **Philippe Kohly** in seinem Dokumentarfilm facettenreich auf. (1.-3.11.)

Anlässlich des Welttages des psychisch kranken Menschen am 10. Oktober ist der Film von Ken Loach *My name is Joe* zu sehen. Das Thema des diesjährigen Welttages ist **Wer hilft am besten?** Darüber diskutieren anschliessend an den Film eingeladene Gäste.

The Irish Folk Festival[®] 08
Rainbow Expedition



GRIOGAIR
 Passionate Gaelic singer/songwriter

LÍADAN Ladies with a mission

**NIAMH NÍ CHARRA
 & ALAN COLFER**
 Instrumental high flyers

BEOGA New folk wizards

So, 2. November 2008 - BERN, Kursaal Arena

Ticketoffice.ch
0900 220 220 CHF 1.19/Min

Vorverkauf: www.ticketoffice.ch oder an allen bekannten Vorverkaufsstellen.
 Weitere Infos unter Tel. 0900 220 220 (CHF 1.19/Min.)

touring

CAPITAL FM

BERNER ZEITUNG BZ

TAIFUN MUSIC
www.taifunmusic.ch

Alther&Zingg

Ein philosophisches Gespräch:

**«Schon möglich,
 dass es keinen
 Grund dafür gibt,
 dass es ist,
 wie es ist.»**

Alain de Botton 2004

Mittwoch, 29. Oktober 2008 // 19:15 h
tonus-labor, Kramgasse 10, 3011 Bern

bumadesign

An- und Verkauf von Designklassikern | Restaurationen

Michael Fischer +41 (0)79 280 35 29 | Pascal Bucheli +41 (0)79 208 43 55

info@bumadesign.ch | www.bumadesign.ch



Sparen Sie nie bei der Werbung!

Lieber beim Druck.

99.-
 500 Exemplare
 Karten/Flyer A6

DruckEinfach.ch

Einfach sparen.



LITERATUR

im Lesesessel

Von Andy Limacher - Auftakt der zweiten Lesesessel-Runde mit Ehrengästen

■ Das Verfassen dieses Artikels bringt mich in einen Gewissenskonflikt – ich versuche, Ihnen eine Veranstaltungsreihe näherzubringen, von der ich selbst einmal Teil gewesen bin. Aber Sie wissen ja, wie die Kulturszene funktioniert: Jemand kennt jemanden, der jemanden kennt, der wiederum...

Aber von Anfang an. An einem kalten Februarabend steige ich die steile Treppe ins ONO hinab. Es ist kurz nach sieben Uhr, noch ist die Bar leer. Ich inspiziere die Bühne: Eine Wohnzimmerlampe, ein Tischchen und ein alter Sessel stehen da. Jeden ersten Mittwoch des Monats schleppen die Veranstalterinnen die Requisiten vom vierten Stock eines Nachbarhauses in den Keller runter, um dem Publikum eine Lesung der etwas anderen Art zu bieten.

Ich bestelle ein Glas Wein und stelle mich an die Bar. Noch lässt sich nicht erahnen, wer von den eintreffenden Gästen später auf der Bühne sitzen wird, und das gehört zur Idee des Lesesessels: Die Grenze zwischen Lesenden und Zuhörenden ist fließend. «Wir bieten eine Mischung aus Lesung, Diskussionsforum und Textkultur. Mit dem Lesesessel wollen wir verdecktes Literaturgeschehen in Bern sichtbar machen», erzählt Tobias Lambrecht, Mitveranstalter, im Vorfeld der Premiere. Ich lasse den Wein stehen und nehme es mir übel, mich auf diesen Selbstversuch eingelassen zu haben.

Ich werde durch die Moderation angekündigt und nehme Platz. Durch den einzigen Scheinwerfer, der auf mich gerichtet ist, kann ich das Publikum nicht sehen – das erleichtert mir den Start wesentlich. Nach nur zehn Minuten und ein paar Fragen aus dem Publikum ist der Spuk für mich vorbei. Ich bin froh darüber, es hinter mir zu haben, und dennoch: Ich würde es sofort wieder tun. Jetzt, wo die Nervosität vorbei ist, habe ich den Kopf dazu, auch den anderen zuzuhören – insgesamt acht Personen tragen an diesem Abend ihre Texte vor.

Ein halbes Jahr später ziehen die Veranstal-

terInnen eine Zwischenbilanz: Das Konglomerat – so nennt sich die Gruppe, die unter anderem den Lesesessel organisiert – kann sich nicht über mangelndes Interesse beklagen. An jedem der fünf durchgeführten Abende haben sich mehr Lesewillige gemeldet als Startplätze zur Verfügung standen. «Das zeigt, dass der Lesesessel einem Bedürfnis entspricht», so Lambrecht. «Grundsätzlich kann weiterhin jeder und jede mitmachen. Durch die grosse Auswahl an Interessierten können wir jetzt allerdings auf eine gute Mischung von geübten und weniger geübten Lesenden und von leichteren und ernsthafteren Texten achten. Dadurch verbessert sich auch die Qualität der Veranstaltung.»

Das Konglomerat will den offenen Charakter der Veranstaltung auch in Zukunft beibehalten. Zum Auftakt der zweiten Runde am ersten Oktober findet allerdings erst einmal ein Spezial-Lesesessel mit den etablierten AutorInnen Katharina Faber («Manchmal sehe ich am Himmel einen endlos weiten Strand»), Lukas Hartmann («Die Deutsche im Dorf») und Jürgen Theobaldy («Trilogie der nächsten Ziele») sowie dem Sessel-Stammgast vom Bieler Literaturinstitut Luke J. Wilkins statt. Danach steht die Bühne wieder für alle offen: Interessierte melden sich bei daskonglomerat@yahoo.de.

1. Oktober: Lesesessel mit literarischer Prominenz im ONO: Katharina Faber, Lukas Hartmann, Jürgen Theobaldy, Luke J. Wilkins. Mit Simon Bucher am Klavier.

Tür 19:00 h, Start 20:00 h

Weitere Lesesessel immer am ersten Mittwoch des Monats.

Weitere Infos:

www.myspace.ch/lesesessel

5 x
DIE WOCHE
GRATIS

RON ORP's
Mail

denTipp
für
denTag

FÜR DEINE STADT

Jetzt kostenlos abonnieren
unter www.ronorp.net

Veranstaltungen, Bars,
Tipps, Jobs, Wohnungen,
Diskussionen und was sich
sonst in deiner Stadt
bewegt.



McGinnis Jr., Joe: The Delivery Man. Roman. Englisch. Atlantic Books. London 2008. ISBN 978 1 84354 731 0.



Sperr, Franziska: Das Revier der Amsel. Roman. Fahrenheit. München 2008. ISBN 978 3 940813 12 1.



Die Schweizerreise. Erzählungen aus den Kantonen, hrsg. von Dirk Vaihinger. Nagel & Kimche. München 2008. ISBN 978 3 312 00421 8.

In der Wüste gestrandet

Joe McGinnis Jr.: The Delivery Man. Roman.

■ Sie sind jung, sie sind schön, die Welt steht ihnen offen. Und doch scheinen sie aus unerfindlichen Gründen und entgegen aller guten Vorsätze ihre Heimatstadt Las Vegas nicht verlassen zu können. Allen voran Chase, Antiheld in McGinnis phantastischem Debütroman, auf welchen in San Francisco die schöne Julia wartet. Doch gerade weil er, potenzieller Kunstmaler, frustrierter High-School-Lehrer, allen Grund hat, der Wüstenstadt, die ihn immer weiter ins Verderben zieht, den Rücken zu kehren, will ihm das nicht gelingen. Die Angst, da draussen in der wirklichen Welt, wo das Leben nicht allein am Roulette-Tisch und in auswechselbaren Hotelsuiten stattfindet, wo einer wie Chase sich mit seinem Talent beweisen müsste, lähmt ihn und seine Freunde. Immer weiter wird er durch Michele, Busenfreundin seiner unter tragischen Umständen verstorbener Schwester Carly, und deren florierendem Massage-Service, vorwiegend bestehend aus High-School-Schülerinnen, nach unten gezogen. Beschleunigt wird sein Abstieg durch die üblichen Ingredienzien Sex, Drugs and Rock'n'Roll.

Eine tätliche Auseinandersetzung mit einem Schüler kostet ihn nicht nur seinen Job an der Centennial High, sondern beinahe auch seinen Kopf. Er, der delivery man, der die Mädchen in seinem Mustang zu ihren Dates bringt und in der kalten Wüsten-nacht im Wagen auf ihre Rückkehr wartet, wird zur Zielscheibe eines Gewaltakts, der in seiner Sinnlosigkeit seinesgleichen sucht.

Joe McGinnis Jr. ist ganz nah an seinen Charakteren und lässt zu, dass wir ihnen auch als Leser nahekommen, so nahe, dass sie uns am Ende das Herz zu brechen vermögen. Denn «The Delivery Man» ist eindeutig kein Roman mit einem Happy End, einer jedoch, dessen scharf gezeichnete Bilder uns noch lange begleiten. (sw)

Neben der Spur

Franziska Sperr: Das Revier der Amsel. Roman.

■ Was wie ein Krimi beginnt, entpuppt sich als Familientragödie: Klara wird, nachdem sie das Baby ihres Stalking-Objekts, eines Mannes in der Öffentlichkeit, entführt hat, in die psychiatrische Klinik eingewiesen. Ihr dementer Vater, den sie nach dem Tod der Mutter jahrelang gepflegt hat, ist im Heim untergebracht. Einzig die in Wien lebende Schwester Sonja scheint auf der Sonnenseite des Lebens zu stehen. Glücklicherweise mit dem um Jahre jüngeren Schuhhändler Ivo verheiratet, ist sie mit ihm für einen einzigen Tag nach München gereist, um nicht nur das elterliche Haus zu verkaufen, sondern auch ihrer Schwester einen Geburtstagsbesuch abzustatten und ihren Vater zu besuchen. Ein dicht gedrängtes Programm, welches keine unvorhergesehenen Zwischenfälle zulässt. Doch gerade diese lassen sich nicht umgehen.

In der Klinik versucht der junge Psychiater Dr. Schöpf in der Zwischenzeit hinter des Rätsels Lösung in Sachen Klara zu kommen.

Franziska Sperr gelingt es mit der wechselnden Erzählperspektive zwischen den beiden Schwestern tatsächlich die Spannung eines Kriminalromans zu erzeugen. Atemlos warten wir auf die Enthüllung des grossen Geheimnisses, welches Klara entgleisen liess. Doch gerade in dieser Beziehung macht es sich die Autorin nicht einfach, im Bewusstsein, dass der Grat zwischen Normalität und Wahnsinn bei uns allen ein schmaler ist. Lediglich ein Tag im Leben von Klara und Sonja wird beschrieben, dennoch tun sich Abgründe in mehrere Jahrzehnte Familienhistorie auf. Der Pianisten-Vater und die Femme-fatale-Mutter scheinen das Ihrige zum Jetzt-Zustand von Klara beizutragen. Auch der Nennonkel Bert, der, obwohl er eigentlich mit Klara zum Skilaufen fahren will, stets mit Sonja fährt, ist eine prägende Figur.

Diesem intelligenten Debüt könnte einzig vorgeworfen werden, dass sein Ende so bar jeder Hoffnung ist. (sw)

Die positive Seite des Kantönligeists

Die Schweizerreise. Erzählungen aus den Kantonen, hrsg. von Dirk Vaihinger.

■ «Der Kanton ist in Bezug auf die Nation jene gemeinsame Grösse, die, konkret genug, um das Lebensgefühl auszudrücken, und abstrakt genug, um den politischen und geographischen Überblick zu sichern, mit der Identität des einzelnen vital verknüpft ist.» So schreibt Dirk Vaihinger, Herausgeber einer literarischen Reise durch die schweizerischen Kantone anlässlich des 25-jährigen Jubiläums des Verlags Nagel & Kimche. Und 25, zumeist essayistische, Erzählungen von durchwegs namhaften Autoren sind es auch, die Vaihinger in der vorliegenden Anthologie versammelt hat. Der bevölkerungsreichste Kanton Zürich sowie der zweisprachige Kanton Graubünden sind jeweils mit zwei Beiträgen vertreten.

Nicht alle der Erzählungen spielen in den Heimatkantonen der Autoren und nicht alle Autoren sind, aufgrund ihrer regen Mobilität, mit ihrem Heimatkanton vertreten. Manche der Erzählungen, wie etwa der Schwyzer Beitrag von Gertrud Leutenegger «Eine Million Rosen aus Odessa», sind, wie der Name bereits andeutet, sogar an einem ganz und gar unschweizerischen Ort angesiedelt.

Ein Grossteil der Erzählungen ist auch nicht eigens für «Die Schweizerreise» entstanden. Und dennoch vermittelt die Auswahl ebendieser Autoren mit ebendiesen Geschichten, welche alle in den letzten fünfundzwanzig Jahren entstanden sind, einen guten Eindruck in das literarische Schaffen der Schweiz. Dieses zeichnet sich unter anderem gerade dadurch aus, dass es die Vielfalt der Schweiz in seiner Vielfältigkeit widerspiegelt. So reisen wir mit diesem Buch von A wie Aarau nach Z wie Zürich und nehmen es im hoffentlich goldenen Herbst vielleicht sogar zum Anlass zu einer tatsächlichen Reise durch die Schweiz. (sw)



LITERATUR

perlenmanufaktur mannhart

Von Christoph Simon Bild: Urs Mannhart / zVg.

■ 1975 wurde zu unser aller Glück der Schriftsteller Urs Mannhart geboren, und zu unser aller Glück liess er seine Karrieren als Heizungszeichner und Student versanden. Mannhart erlernte in der Folge das literarische Schreiben, das Fahrrad- und Nachtzugfahren und leistete Zivildienst in den Berner Alpen. Zwei Romane sind von ihm erschienen: In «Luchs» (2004) erzählt er von den Schwierigkeiten der Wiederansiedelung des Luchses in der Schweiz, von den Konflikten zwischen Bauern im Oberland und Grosswildbiologen in der Feldstation, von den Gegensätzen Landwirtschaft und Artenschutz.

Der Tatsache, dass die italienische Eisenbahn nicht nur den Gesetzen der Bewegung und des Fahrplans gehorcht, widmete Mannhart sein zweites Buch: «Die Anomalie des geomagnetischen Feldes südöstlich von Domodossola» – eine Liebesballade, eine Unschuldsvermutung, ein Loblied auf Kaffeeersatzgetränke. Der Erzähler sieht sich auf dem Weg zu seiner Geliebten in Rom in Domodossola bestreikt. Also erkundet er den Bahnhof, die Nacht und seine Gestalten, beobachtet Innen und Aussen auf eine Art, die uns Leserschaft wieder an eine Sprache jenseits von Pendlerinformationen glauben lässt. Mannhart reiht wundervolle Sätze aneinander, zieht Perle um Perle auf eine Schnur.

Sechs Jahre lang arbeitete Mannhart als Velokurier, und was er dabei erfahren hat, kann man nachlesen im Velokurierbuch, das sich der Velokurier Bern zu seinem zwanzig jährigen Bestehen geschenkt hat. (Ein unerhört schön gestaltetes, reich illustriertes Buch zum lächerlichen Preis von dreissig Franken. Man fragt sich: Wie machen die das? Wieviele Schichten fahren Velokuriere in Zukunft bis in alle Ewigkeit gratis für die Druckerei?) Wer Einblicke ins Fahrradkurierwesen zu gewinnen sucht, wer von Anekdoten und Wissenswertem rund um einen genossenschaftlich organisierten ökologischen Betrieb überschwemmt werden

möchte, der wird vom Kurierbuch nicht enttäuscht werden.

Versteckt in der zweiten Hälfte des Buches findet sich Mannharts jüngstes Schmuckwerk: Die «Kuriernovelle oder Der heimlich noch zu überbringende Schlüsselbund der Antonia Settembrini». Die Kuriernovelle erzählt die Geschichte eines vormaligen Bürolisten, der auf seiner ersten Schicht als Velokurier, wie Mannhart Radio DRS anvertraut hat, «kein paar Sachen falsch macht und genug richtig, und ohne sein Verschulden in Umstände verwickelt wird, die sein Privatleben tangieren». In seiner viereinhalbstündigen Schicht füllt sich sein Rucksack mit Blumensträussen, Kuhaugen, Visa-Anträgen, heimlich noch zu überbringenden Hausschlüsseln und weiteren Kuriositäten, die, wie wir gern zu glauben gewillt sind, zur alltäglichen Fracht eines Kuriers gehören. Die Kuriernovelle eröffnet Einblick in Kreisel, Büros und Lift, was entsteht ist ein Stadtporträt Berns und ein empfindsamer und gedankenverspielter Beitrag zur Rubrik «ein Tag im Leben von».

Was unterscheidet einen Velokurier von einem normalen Menschen? «Es ist schwer, ihn und sein Rad nicht als Einheit wahrzunehmen, während ich als Mensch und mein Rad eine Dualität darstellen. Ich fahre noch mit der Lunge, während er schon lange dazu übergegangen ist, mit den Waden zu fahren.»

Sie lesen Mannhart bereits? Mögen seine bisherigen Bücher? Seien Sie beruhigt, er war nie besser – «Die Kuriernovelle» ist bislang sein Meisterwerk.

Urs Mannhart: Kuriernovelle oder Der heimlich noch zu überbringende Schlüsselbund der Antonia Settembrini, in: Kurierbuch, edition Eigenart.

FILOSOFENECKE

«Schon möglich, dass es keinen Grund dafür gibt, dass es ist, wie es ist.»

Alain de Botton 2004

■ In unserem Verständnis werden Ursache (ein Grund) und Wirkung (eine Erfahrung) oft als ein sich bedingendes System aufgenommen. Fehlt eine Ursache, lässt sich daraus auch keine Wirkung ableiten. Durch Beobachtung der Wirkung lässt sich also auch auf den Grund schliessen. Dieser Satz wird in der Philosophie als synthetisches Urteil a posteriori bezeichnet.

Spätestens seit Immanuel Kant wissen wir aber, dass auch synthetische Urteile a priori möglich sind. Diese erweitern unser Wissen über einen Grund, ohne dabei auf die Erfahrung zurückzugreifen. Kant bezeichnet diese synthetischen Urteile a priori als erkenntniserweiternde Urteile, da sie sowohl unsere Kenntnisse über die Welt erweitern, als auch notwendig und allgemein gültig sind. Übersetzt man diese synthetischen Urteile a priori in die Metaphysik – der Disziplin der «ersten Gründe» oder «letzten Fragen» – kommt man zu Sätzen wie «Gibt es einen freien Willen in mir?», «Existiert Gott?» oder «Gibt es Zustände, welche sich nie verändern werden?»

An diesen Fragen offenbart sich, dass die Suche nach den Gründen offenbar so alt wie die Menschheit selbst ist und sich das Bedürfnis, diese zu kennen, nicht verändert hat. Einzig die Antworten darauf haben sich im Laufe der Zeit stets gewandelt. Kant fordert uns aber auch dazu auf, aus der «selbstverschuldeten Unmündigkeit» auszubrechen und unseren Verstand in den Dienst der Vernunft zu stellen. Dabei geht es nicht mehr nur darum, den Grund als etwas Statisches, Absolutes zu erfahren. Es soll uns viel mehr animieren, über unsere Gedankengänge dem Leben stets einen neuen Sinn zu erteilen und den menschlichen Entdeckungsdrang und Wissensdurst zu stillen. Dogmas und Exegesen werden durch diese Sicht der Dinge in ihrer Substanz bedroht. Kein Wunder, haben die kantischen Gedanken mitunter zur Aufklärung und Loslösung der Menschen von der Kirche geführt.

Liest sich aus diesem Blickwinkel dieser Gedanken das Zitat von de Botton nicht wie ein Anachronismus? Man könnte versucht sein zu sagen: Ja klar ist es möglich, dass es keinen Grund gibt und das ist auch gut so. Damit bin ich als denkender, also mündiger, Mensch in der Lage, mein Leben in voller Verantwortung zu gestalten, ohne dafür einem höheren Grund hörig zu sein.

Wie ist Ihre Wahrnehmung zum Zitat? Treten Sie mit uns in eine Diskussion. Am Mittwoch, 29. Oktober, um 19:15 h im Tonus Musik-keller an der Kramgasse 10, Bern.

Von Gabriela Wild

■ Der Herbst hält mit graubraunen Feldern und chlorophyllabbauenden Blättern Einzug. Hebe deine Augen auf zu den Bergen und sie werden dir goldgelb entgegen blinken, sofern du nicht gerade unter einer Nebeldecke steckst. Die Wanderlust packt dich und du schulterst den Rucksack. Eingepackt Ovo-Sport, Sportmint und Cervelat. Oben auf dem Gipfel macht dich ein 360°-Panorama glücklich. Bergspitzen bauschen sich wie die Rüschen der Appenzeller Sonntagstracht. Du weisst zwar nicht, wie die aussieht, aber irgendwo sind da schon Rüschen dran und ganz bestimmt an der Sonntagstracht. Überhaupt ist sie schon noch schön, die Schweiz, und etwas Nachhilfe im Folkloreunterricht könnte dir auch nicht schaden. Drum gehst du wandern und schaut die Berge an. Die sind auch Folklore. Ist das nicht der Männlichen dort drüben und das Schreckhorn da vorne links? Und dort, wo sie Schlange stehen, das ist die Eiger Nordwand. Soso, auf dem Titlis kann man das ganze Jahr Skifahren und Vrenelis Gärtli ist keine Erfindung von Tim Krohn?

Wer sich vor Muskelkater scheut und den Sonntag lieber zu Hause verbringt, der kann seine Schweizreise dank Kimche&Nagel bequem vom Sofa aus tätigen. 25 Schweizer Autoren und Autorinnen erzählen aus ihren Heimatregionen. Die Reise durch die literarische Topografie des Landes beginnt im Aargau, wo Klaus Merz mit Blick auf den legendären Sender Beromünster an ein berühmtes Geschwisterpaar erinnert, das für kurze Zeit Menschheitsträume wahr machte. In Basel erzählt Adelheid Duvanel von der unerwiderten Liebe zu einem Pianisten. Silvio Huonder berichtet aus Graubünden von der dunklen Seiten des Mondes. Und wo sonst als in Zürich wird darüber gefachsimpelt, was schlussendlich die «Willensnation» ausmacht?

Wer es lieber philosophisch mag und ebenfalls aufs Sofa nicht verzichten kann, der sollte unbedingt mit Hans Stilett wandern gehen. Er führt durch Montaignes Denkwelten, indem er ausgewählte Essays kommentiert. Hier geht's um nichts Geringeres als Ehebruch, Religionskrieg, Ess- und Trinkgelüste, um den Turm, Gedankenfluchten und um die hohe Kunst des Gesprächsführens. Muskelkater zeigt sich höchstens in Form von Kopfschmerzen. Hans Stilett sorgt aber immer wieder für Lockerungsübungen.

Die Schweizerreise. Herausgegeben von Dirk Vaihinger, Kimche&Nagel 2008.

Hans Stilett: Von der Lust, auf dieser Erde zu leben. Wanderungen durch Montaignes Welten. Eichborn, Berlin 2008.

KULTUR & GESELLSCHAFT

nicht zu mir!

Von Isabelle Haklar

■ Sechserunde, Viererabteil, Zweiersitz oder Einzelplatz sind die uns allen bekannten Sitzgelegenheiten in Zügen, Bussen oder im Tram. Gepolstert oder aus Holz, am Fenster oder in Gangnähe, mit Sitzheizung oder ohne. Eigentlich nichts Spezielles. Speziell jedoch die Verteilung der Fahrgäste auf Denselbigen. Wo vier sitzen könnten, trohnt einer, wo zwei nebeneinander Platz fänden, macht sich eine Person breit.

Um alleine zu sein, lassen wir uns so Manches einfallen: Durchwandern das ganze Gefährt, täuschen Müdigkeit vor, platzieren gekonnt unzählige kleine Taschen neben und vis-à-vis von uns oder künden Freunde an, auf die wir angeblich warten. Doch angekündigte Freunde bleiben aus, Taschen wandern, kaum hat der Zug Schrittempo erreicht, dezent auf den Boden und müde Fahrgäste greifen bereits nach wenigen Fahrtminuten zu äusserst komplizierten Sachbüchern.

Mit solchen Handlungen erreichen wir jedoch ein erstes Ziel schon kurz nach der Abreise: Den wohlverdienten Einzelsitzplatz. Die Reise fängt somit gut an, die erste Hürde ist genommen. Denn der Gedanke, Zytglogge-Kursaal, Bern-Thun oder die Retourfahrt von Berlin neben einer uns fremden Person sitzen zu müssen, ist uns ein Gräuel, entlockt unseren Poren auch zur kältesten Jahreszeit den Schweiß. Was, wenn der uns unbekannte Weggefährte urplötzlich zu schwatzen beginnt oder uns beim Einnicken den Kopf auf die Schulter

legt? Wie sich verhalten, wenn der riesige, vom Regen triefende Hund mit seiner Zunge liebevoll über unsere Schuhe leckt?

Überforderung pur. Situationen, mit denen wir nicht konfrontiert werden möchten, ohne explizit darum gebeten zu haben. Ein Zustand, der uns den Moment, in dem wir uns für das Tram und gegen das Fahrrad entschieden haben, verfluchen lässt. Kurz: Eine Begebenheit, die der Einzelgänger in uns kaum erträgt, ihm die Freude einer noch so kurzen Fahrt rapide mindert.

Und dann die Frage nach dem «Warum?». Warum musste sich die ältere Dame, der ipod-hörende Jüngling ausgerechnet mir gegenüber platzieren, wo sie sich doch auch im Viererabteil zu meiner Linken hätten hinsetzen können? Warum hört der Knabe nicht wenigstens Musik, die auch ich mag? Und warum muss er dazu noch eines dieser streng riechenden Dosen-Energy-Getränke schlürfen? Und wann gedenkt er denn eigentlich auszusteigen?

Dass ebendieser ungebetene Gast sich eventuell auch an mir stören könnte, an dem Buch, das ich lese oder der Mahlzeit, die ich verschlinge, ziehe ich nicht in Betracht. Auch, dass er vielleicht den halben Wagen auf der Suche nach einem Einzelplatz abgeschritten ist und sich eher widerwillig zu mir setzte, steht für mich ausser Frage. Denn ich bin schliesslich Libero. Libero ja, doch leider nur auf dem Papier, wie es den Anschein macht.



KULTUR & GESELLSCHAFT

umstadtläufer

Von Andy Limacher (Text) und Raphael Hünerfauth (Bilder)

Nr. 46 // Vierte Etappe. Ausgangspunkt dieser vierten Etappe unserer Grenzwanderung ist der Israelitische Friedhof. Ein friedlicher kleiner Ort, wenn man bedenkt, dass er direkt neben dem Autobahnkreuz und unweit des Wankdorfplatzes liegt, wo die Bauarbeiten zum neuen doppelstöckigen Kreisel bereits begonnen haben. Die alten, mit Moos überwachsenen Grabsteine und das ungemähte Gras erinnern mich an Friedhöfe im hohen Norden – der Lärm der Motoren hingegen nicht.

Gegen Mittag machen wir uns auf den Weg. Nach einem knappen Kilometer entlang der Worblaufenstrasse knickt die Stadtgrenze nach Südwesten ab. Wir schlagen uns durchs Unterholz, stapfen über die feuchte Wiese und stehen schliesslich vor einer steilen, mit Dornen überwucherten Böschung. Der Uferweg liegt nur wenige Höhenmeter unter uns, aber wir wollen nichts riskieren. Ein paar Schritte weiter, beim Schmiedeweg, führt sowieso eine Treppe zur Aare runter.

Wir passieren das Hammerwerk, das Clubhaus des Pontonier-Fahrvereins und verweilen für einen Moment bei der Slalomanlage des Paddelclubs unter der Tiefenaubücke. Die Gegend ist wie ausgestorben. Die Menschen, so scheint es, verkriechen sich bei den ersten Anzeichen des Herbstes in ihren Wohnungen. Wir sind uns sicher, dass wir uns auf dem ruhigsten Abschnitt unserer Stadtumwanderung befinden: Für die nächsten zwölf Kilometer verläuft die Stadtgrenze mitten in der Aare.

Ursprünglich hatten wir geplant, diesen Streckenabschnitt mit dem Gummiboot zu bewältigen, aber der Wasserstand, die damit verbundene hohe Fließgeschwindigkeit und der Temperatursturz haben uns davon abgehalten. Als Alternative werden wir dem Uferweg folgen und ab und zu die Seite wechseln.

Wir nehmen uns Zeit für den Baumlehrpfad, der kurz nach der Ara Worblaufen beginnt. Ich notiere mir Trauerweide, Platane, Spitzahorn, Feldahorn und Akazie. Die Sonne kommt und geht, der Wind frischt auf, einige Exemplare verlieren bereits ihre Blätter. Wir schwelgen in Kindheitserinnerungen und erzählen uns, wie gern wir als Kinder das Laub am Wegrand zum Rascheln gebracht haben. Und wie sehr sich die Erwachsenen darüber ärgerten, wenn wir in Laubhaufen spielten, die sie mühsam zusammengetragen hatten. Dann hängen wir für eine Weile unseren Gedanken nach. Wir begegnen kaum jemandem: Einem älteren Fischer hier, einer jungen Studentin da; sie ist in ihr Buch vertieft.

Das äussere Ufer der Engehalbinsel teilen sich die Gemeinden Ittigen, Zollikofen und Bremgarten; die Halbinsel selbst ist auf Berner Boden. Dass wir uns in Zollikofen befinden, realisieren wir erst kurz vor der Reichenbach-Fähre: Ein Schild weist uns auf den ortsansässigen Angelfischerverein hin. Auf dem Baumlehrpfad haben wir unmerklich die Gemeinde gewechselt.

Auf der leeren Gartenterrasse des Restaurants Schloss studiere ich die Speisekarte und male mir aus, was ich bestellen würde: Einen Nüsslersalat mit Ei und eine Bauernbratwurst mit Zwiebelsauce und Rösti für insgesamt 30 Franken (mit Trinkgeld). Leider ist die Beiz montags geschlossen. Auch die Fährfrau hat zum Wochenbeginn Ruhetag. Raphi schiesst ein paar Fotos vom Schloss, während ich mir vorstelle, von einem der grossen Fenster zum Reichenbachwald rüberzublicken.

Eine halbe Stunde später lassen wir uns von der Fähre beim Zehndermätteli zum anderen Ufer übersetzen. Wir setzen uns auf einen Holzbank im Garten des Restaurants und geniessen ein Stück Zwetsch-

genkuchen und Tee unter den Bäumen. Wir sind die einzigen Gäste und schätzen die Exklusivität, die uns zu Teil wird: Während der Hauptsaison ist es für gewöhnlich schwierig, einen Platz zu finden. Wir gehen eine Weile zwischen den Gewächshäusern umher, schauen uns die Hängebauschweine und Sandsteinfelsen an und versäumen viel zu viel Zeit. Aber dafür ist der Herbst ja schliesslich bestens geeignet: Um sich Dinge vorzunehmen und sie dann wieder zu verschieben.

Irgendwie gewinne ich den Eindruck, dass diese Etappe unserer Stadtumwanderung nur aus Pausen besteht, aber was gibt es Schöneres, als die Landschaft im Herbstlicht zu betrachten? Wir tun dies für heute zum letzten Mal unterhalb des Rossfelds und blicken zur kleinen Kirche auf Bremgartener Boden hinüber. Wir ritzen unsere Namen in einen grossen Sandsteinblock, wie es schon viele vor uns getan haben. Wenig später erreichen wir unser Etappenziel: Die Felsenaubücke, die Bern mit Bremgarten verbindet.

Die Sonne geht bereits unter und lässt die Aare glitzern – sie wird uns auf unserer Reise noch für eine Weile begleiten.

Mehr Fotos der Expedition unter:
www.tink.ch/bernaround



KULTUR & GESELLSCHAFT

eine heikle gratwanderung...

von Peter J. Betts

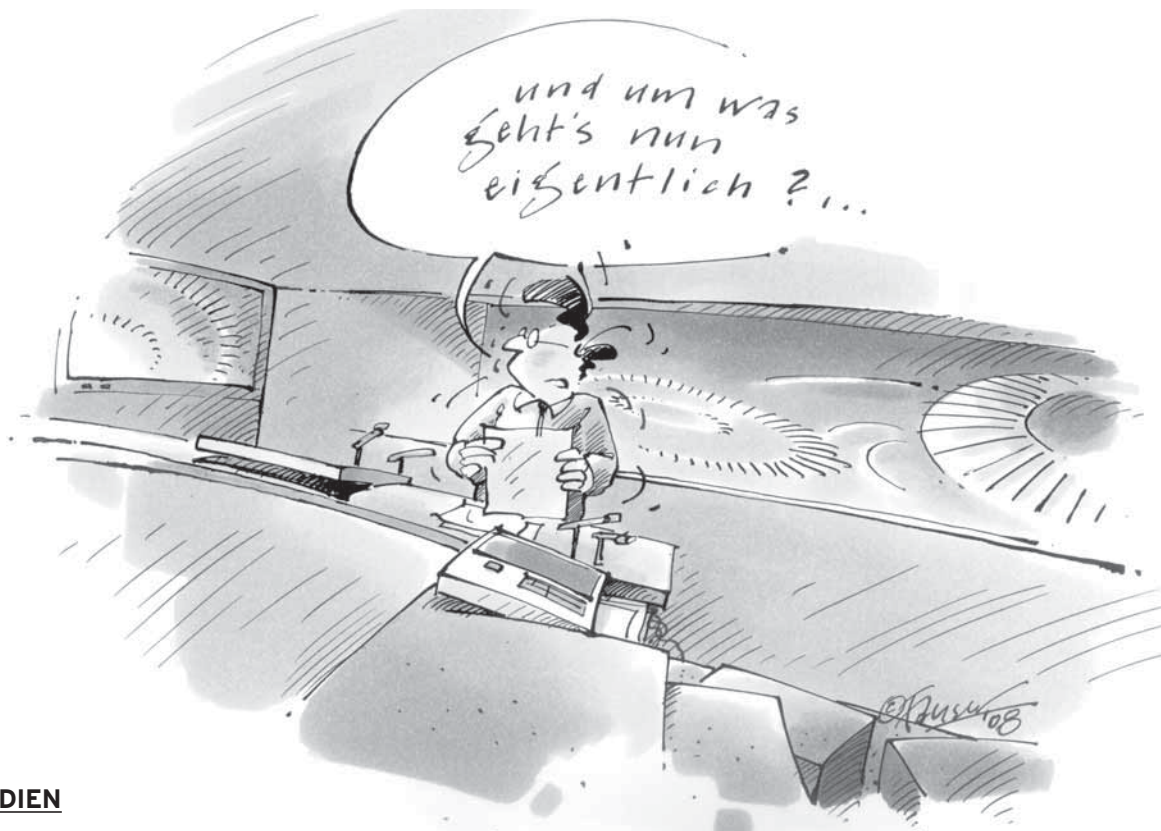
■ Eine heikle Gratwanderung: Der Versuch, Verständnis und Verstehen und Verstehenwollen zu wecken und zu entwickeln – nicht selten aber, im engsten Wortsinn, eine notwendige Voraussetzung für das Überleben, beispielweise von Kulturschaffen und damit der Gesundheit einer Gesellschaft. Hören Sie morgens jeweils in die «Mattinata» hinein? Im Musikunterricht – meine Pflegemutter, prominent und wohl lautstark im Frauenchor tätig, und meine erste Lehrerin hatten mir glaubwürdig und nachhaltig erklärt, ich sei total unmusikalisch – hörte ich nie zu: Ich kann keine Noten lesen, kein Instrument spielen und weiss, dass ich nicht singen kann. Punkt. Ich liebe es aber, der Musik zu lauschen. Und Musik verändert einiges in mir. Schon als Kind. Während Jahrzehnten hat mir DRS 2 vieles in der Musik verstehen gelehrt: Etwa in der Mattinata. Eine Gratwanderung, was dort geboten wird. Da gibt es Klänge und Text, und beim Zuhören lernen sogar Menschen wie ich Zusammenhänge erkennen, ohne sich einem Lernprozess unterworfen zu fühlen. Man erfährt etwa über Umstände: pekuniäre, zwischenmenschliche, gesundheitliche, unter denen komponiert wurde; über Höhenflüge von Sängerinnen und ihr Überwinden von Tiefs; dass die Sendung gleich durch die Nachrichten mit den obligaten Börsenkursen unterbrochen werde; über vielfältige Reaktionen von Publikum zu verschiedenen Zeiten und in unterschiedlichen (etwa politischen) Verhältnissen; über Aufbau und ungewohnte Strukturen (beispielsweise, warum bei einem Konzert das Soloinstrument gleich am Anfang prominent erklingen kann, ohne längeres Palaver des Orchesters als gebührendes Vorstellungsritual); man hört, wie unterschiedlich eine klassische Klarinette oder eine moderne im gleichen Stück (das man vielleicht nach wie vor in der Interpretation von Benny Goodman am liebsten hat) klingen... Und plötzlich versteht («verstehst», nicht «weiss») man vielleicht, warum einen etwas berührt hatte, warum einen etwas kalt lässt. Es wird nicht Wissen vermittelt, und dann abgefragt. Es ist (scheint?) zufällig, wer was wann erfährt (die meisten, oft erst mühsam erwachend, können eh nur Bruchteile von Stunden dabei sein, dann gehen, rennen, fahren sie zur Arbeit, zur Begegnung mit unzumutbaren Vorgesetzten, unlösbaren Problemen oder Leere und Langeweile, die Privilegierteren mit einer Spur von Sinn). Macht nichts; etwas bleibt hängen; nicht selten ist man sich dessen gar nicht bewusst. Und plötzlich merkt man, dass man etwas – vielleicht scheint das gar nichts mit Musik zu tun zu haben – ein bisschen anders versteht, dass man vielleicht selber ein bisschen anders ist. Klänge – ein breites Spektrum des-

sen, was unter dem Begriff »Klassische Musik« läuft – und Text – eine wunderschöne, heikle Mischung von geistreicher Spielfreudigkeit, unterkühlten und aufgesetzten Pointen, lapidar fallengelassenen Ungeheuerlichkeiten, Information: leicht, nebenher, zentral. Verstehenkönnen schenken! Das – vielleicht nicht vor allem auf der Bewusstseinsebene – war auch von der Exekutive der Stadt Bern angestrebt worden, als ihr Gemeinderat sein «Kulturpolitisches Konzept für die Jahre 1996 bis 2008» und unter anderem darin das «Controlling» für die Institutionen, die für die Förderung des Kulturschaffens ihre Vertragspartnerinnen waren, verabschiedete. Controlling: Das gegenseitige Verstehen durch Zuhören, eine existentiell wichtige vertrauensbildende Massnahme hüben und drüben: für alle! Ziele waren: Mit allen grösseren und für die kulturelle Entwicklung von Region, Kanton, Stadt wichtigen kleineren Institutionen sollten mehrjährige Leistungsvereinbarungen abgeschlossen werden. Die vier Ecken des solidarischen Vierecks, der «Regionalen Kulturkonferenz, Bern» (RKK): Die gegen hundert Regionsgemeinden, die Burgergemeinde (eine Spezialität im Kanton Bern), die Einwohnergemeinde (Stadt), der Kanton sind die Finanzierungsträgerinnen und der -träger. Gemeinsam verpflichteten sie sich, durch feste finanzielle Jahresbeiträge an die gemeinsam bestimmte Gruppe von «Kulturinstitutionen» deren Weiterexistenz und Weiterentwicklung bei genügenden finanziellen Eigenleistungen finanziell sicherzustellen. Jede dieser Institutionen – ob gross oder klein, teuer oder günstig – galt für die ganze RKK und ihre Gesamtbevölkerung als wichtig. Die Regionsgemeinden beschränkten sich etwa der Einfachheit wegen darauf, stellvertretend für alle übrigen nur die grossen Institutionen zu unterstützen, aber – mit der Zielvorstellung – in dem Mass, welches die Stadt genügend entlastet, den kleineren Institutionen hinreichende Beiträge zu garantieren; die Burgergemeinde bezahlte – ihrer Tradition gemäss – fast vollumfänglich die Beiträge an das Historische Museum. Nicht alle bezahlten also an alle Institution, fühlten sich aber für alle, die ganze Gruppe finanziell verantwortlich! Mit jeder Institution wurden im gemeinsamen Gespräch die gegenseitig zu erbringenden Leistungen ausgehandelt. Eine Vertretung aus jeder Institution unterhielt sich im jährlichen Controllinggespräch jeweils mit einer Vertretung aus der RKK (ergänzt durch Fachpersonen aus den städtischen Kommissionen für die direkte Förderung – Einzelförderung – des zeitgenössischen Kulturschaffens, was Fachkenntnisse einbrachte). Es ging nicht um Kontrolle (ein inhaltliches Eingreifen in die Arbeit der Institutionen war so wenig mög-

lich oder erwünscht wie deren direktes Eingreifen in die Tätigkeit der RKK), sondern um das Fördern des gegenseitigen Verständnisses und um das gemeinsame Erörtern von allenfalls nötigen oder wünschbaren Kurskorrekturen hüben oder drüben. Man diskutierte hauptsächlich den folgenden Fragenkomplex: Welche inhaltlichen, personellen oder infrastrukturellen Ziele standen für uns im Vordergrund? Was haben wir davon erreicht, was nicht? Warum? Mit welchen unerwarteten oder voraussehbaren Schwierigkeiten mussten wir fertig werden? Mit welcher Kritik (von innen oder aussen) mussten wir uns auseinandersetzen? Welche Folgerungen ziehen wir aus der Tätigkeit des Berichtsjahres? Wie wollen wir die neuen Ziele formulieren? Durch das Controlling lernten viele der Institutionen erst Probleme und Ziele und Tätigkeiten der anderen Institutionen kennen. Theatermenschen lernen plötzlich Menschen aus der Ausstellungswelt kennen, Jazz-, Pop- und klassische Musikerinnen kommen in Kontakt mit sehr unterschiedlichen Fächern und so weiter. Durch die Mitglieder der Fachkommissionen können eher museal orientierte Institutionen (auch im Theaterbereich) in den Kontakt mit den Möglichkeiten des zeitgenössischen Kulturschaffens kommen. Vielleicht wird es so eher möglich, dass zusätzlich heutige Komponistinnen für das Symphonieorchester schreiben oder Dramatiker für das Stadttheater. Und Verwaltungsmenschen sehen in die Probleme der Kunstschaffenden hinein, hören deren Sprache und lernen sie verstehen; Kulturschaffende kommen Bürokratinnen näher, Landbewohner und Gemeindepolitikerinnen lernen die Probleme und Denkweisen ihrer Spiegelbilder aus der Stadt kennen und umgekehrt. Es geht um Verstehen, um Verstehenwollen, Verstehenkönnen. Eine Idylle? Eine Überlebensfrage? Natürlich ginge alles leichter und reibungsloser aneinander vorbei, rationaler gewissermassen, wenn sich einige Verwaltungsmenschen über den Rest der Einrichtungen für alle absprächen. Dann brauchte man sich nicht mit dem mühseligen und zeitaufwendigen Problem des Verstehens auseinander zu setzen. Man kann, ohne Rücksicht auf Verluste, vereinfachen und in zeitgemässe Terminologien hineinrutschen. Natürlich kann man Controlling auch ganz anders organisieren: DRS 2 zum Beispiel hatte das «Wort zum Tag» durch die oft nicht weniger faszinierenden «Zwischenrufe» der DRS-2-Crew und diese dann leidet durch die keineswegs gänzlich uninteressanten «Hundert Sekunden Wissen» ersetzt – Häppchen von Wissen sind in...

CARTOON

www.fauser.ch



VON MENSCHEN UND MEDIEN

gute idee für die falsche demokratie

Von Lukas Vogelsang

■ Das Internet – allem voran das neue «Newsnetz» des unübersehbaren Tamedia-Konzerns – ist ein prächtiger Tummelplatz für halbstarke Politiker oder solche, die davon keine Ahnung haben. Das betrifft nicht nur die JournalistInnen, welche in letzter Zeit immer mehr Meinungen manipulieren statt Bericht zu erstatten, sondern das betrifft auch die Internet-KommentatorInnen. Das sind jene anonymen Zeilenschreiber, die das «Newsnetz» am Rande bevölkern und zu jedem Bericht einen Nachsatz schreiben müssen. Weil es dabei keinen Personaliencheck gibt und die Einwüfe von der Redaktion nur mit einem Auge geprüft werden, kann sich hier jeder und jede vermeintliche BesserwisserIn publizieren. Natürlich darf die Redaktion auch selber unter irgendeinem Namen Einwüfe publizieren – nur um die gemeinte Diskussion einzuheizen. Das nimmt oft geradezu groteske Züge an und wird zu einem schlechten B-Movie-Ersatz.

«Ich habe nun wirklich genug von der Rufmord-Kampagne des «Tagesanzeigers» und der «Sonntagszeitung» und einiger anderer Medien gegen unsere Bundesräte. Jeder neue Bericht ekelt mich an», war da in einem Kommentar zu lesen, als die Medienwelt wieder einen Anlauf unternommen hatte, einen Bundesrat mit billigen Schlagzeilen und polemisch-journalistischer Kampfstrategie aus dem Amt zu hissen. Genau der Aufschrei des Kommentators ist das grosse Futter für diese Bewegung. Ein polemischer Artikel mit der Möglichkeit zur Stellungnahme ohne grosse Personifizierungshürde bringt Stimmung in die Online-Leserschaft und

damit erhalten die Medien die verlorengegangene LeserInnen-Identifizierung zurück – aber eben nur vermeintlich.

Das «Newsnetz» ist in den drei Städten Zürich, Basel und Bern aktiv. Das heisst, die Plattformen sind für diese Städte massgeschneidert im Inhalt, die Artikel aber sind oftmals die gleichen. Wenn ein Artikel also 140 Kommentare aufweist (wobei eben viele Kommentare von den gleichen Schreibern unter anderem Namen verfasst werden), ist das bei einer theoretisch möglichen Leserschaft von Schätzungsweise 1'500'000 Personen ein mickriges Ergebnis. Das Einzige was diese pseudo-demokratische Bürgerpresseplattform bewegen oder darstellen könnte, ist das Niveau und das Wissen über die schweizerische Politik, gesellschaftliche Anteilnahme oder das Interesse überhaupt.

Dabei wäre die Idee mit der Bürgerpresse nicht so dumm und findet lustigerweise schon lange statt: Wenn eine Zeitung eine «Bürgerin» oder einen «Bürger» auswählt, die oder der was zu schreiben hat, so ist das journalistisch legitim. Wenn aber eine «Bürgerin» oder ein «Bürger» sich selber aktiv der Schreiberzunft anschliessen will, so wird diese Stimme als nicht würdig erklärt – ausser die Person wäre verfreundet mit den Medien oder Freund von der Chefredaktion. Das macht überhaupt keinen Sinn und vor allem täte es einigen JournalistInnen sehr gut, wenn sie Wissende einbeziehen würden, wenn sie keine Ahnung von einer Sache haben. Was wir aber im «Newsnetz» erleben, ist keine Revolution – höchstens jene, der Pressedeformation.

Eine Journalistin oder ein Journalist, der heute noch öffentlich eine Frage stellt, ist berufsmässig gestorben. Die neue Medienschule bringt nur noch bei, wie man einen PR-Text umschreibt oder wie man sich als Journalist besser verkaufen kann. Die Macht über Informationen haben die Medien gewonnen und auch gleich verspielt. Information ist heute nichts mehr wert, Meinungen werden nur noch pauschal akzeptiert, die Bildung der Bevölkerung ist egal und die Kommentarfunktion im «Newsnetz» soll die Welt retten. Ich glaube, wir sind mit der Finanzkrise noch ganz gut bedient.

Die JournalistInnen kritisiere ich in diesem Spiel, weil sie den Journalismus, die Presse als 4. politische Meinungsinstanz in der Schweiz, missbrauchen und eine falsche Demokratie suggerieren. Sie spielen die EinheizerInnen, das jeweilige Thema fährt die Lokomotive für den Verlag Richtung Gewinn und darum geht's. Oder vielleicht sind es die Verlage, die dazu drücken – aber die JournalistInnen demonstrieren nicht auf der Strasse, weil die Verlage nur noch die Gewinne sehen wollen. Dabei wären gerade sie jene «BürgerInnen», welchen wir glauben und welche wir unterstützen würden.

Die Medienwelt ist so belanglos und auswechselbar geworden, dass kein Internetkommentar sie noch retten könnte. Aber wir sollten uns selber retten, indem wir wieder inhaltliche Leserbriefe schreiben und den Verlagen und Chefredaktoren die Meinungen sagen. Darum ginge es eigentlich.

SENIOREN IM WEB

Von Willy Vogelsang, Senior

■ «C'est le ton qui fait la musique!» Ein bekanntes französisches Sprichwort, das sich eigentlich gar nicht dafür eignet, auf geschriebene Texte angewendet zu werden. Im August habe ich über die Interaktion geschrieben, die im Internet, zum Beispiel auf der Seite von seniorweb.ch, in den Foren gepflegt wird. Jeder registrierte Benutzer kann dort seine Beiträge eingeben, seine «Stimme» einbringen.

Dabei scharen sich in den vielfältigen Foren Themen ebenso vielfältige Menschen – also einfältig wäre hier ja sicher nicht richtig! Da sind ernsthafte, humorvolle, sachliche, emotionale Beiträge zu lesen, oder aber einfach Stichworte für ein Rätsel, ein Rat zu einem Problem, des öfteren aber auch ein Wutausbruch, eine harsche Reklamation oder heftige Kritik.

Da die Teilnehmer einer Diskussion sich in den wenigsten Fällen persönlich kennen, wird der «Ton» eben aus den Worten herausgehört. Das Programm stellt zwar zusätzlich sogenannte Emoticons (eine Sammlung von Smilies) zur Verfügung. Mit diesen kann der Schreiber oder die Autorin ihre Gefühle – oder ihr aktuelles Gesicht – zeigen. Gut gemeint, meist aber eher eine Spielerei.

Der eigentliche «Ton» kommt aus den Worten, den Sätzen, der Sprache. Der geneigte Leser hört aus dem Geschriebenen die Musik heraus; harte, schroffe Takte und weiche, fließende, freundliche Töne unterscheiden sich sehr wohl.

Nur schon diese musikalische Vielfalt macht es nun interessant, sich in die Foren hinein zu hören, beziehungsweise zu lesen. Im Unterschied zum Chat wird der Mitleser ja nicht sichtbar angezeigt. So kann ein Thema verfolgt werden ohne eigene Beteiligung an der Diskussion. Fast so, wie wir uns in einer Gesprächsrunde verhalten würden.

Die Anonymität hinter dem Nicknamen und dem oft verborgenen Profil führt jedoch immer wieder zu unbedachten Äusserungen, Vorurteilen, Anwürfen, die andere schmerzhaft treffen, beleidigen. Reaktionen und Missverständnisse sind dann nicht zu vermeiden. Trotz Nettikette bricht ein Streit aus, der im schlimmsten Fall durch den Moderator des Forums abgeblockt werden muss. Geschriebenes Wort im Netz lässt sich eben kaum mehr korrigieren. Das «Protokoll» hält den Konflikt fest.

Da hilft eigentlich nur, seine eigenen Saiten ab und zu neu zu stimmen. So wird eine Melodie erklingen, die Sinn macht, hörbar, verstehbar wird. Vielleicht versuchen Sie es auch einmal, im «Orchester» mitzuspielen. Sie werden staunen, wie gemeinsames Musizieren gut tut! Lassen Sie sich überraschen!

www.seniorweb.ch



■ Das letzte Fest, das im Konservatorium Bern im Jahr 1994 stattgefunden hat, hiess «Konsi-Fescht». Im ganzen Haus an der Kramgasse wurde damals während eines Wochenendes musiziert und gespielt, und mit essbaren Köstlichkeiten wurde für das leibliche Wohl der Teilnehmenden gesorgt.

Im Jubiläumsjahr nun soll wieder ein solches Fest stattfinden und diesmal soll besonders mit Kindern gefeiert werden. Deshalb heisst das Fest auch «Kinder-Konsi-Fest». Am Wochenende vom 1. und 2. November 2008 können neugierige und abenteuerlustige Kinder im Konsi auf Entdeckungsreise gehen. Überall, in Zimmern und Korridoren, werden sie auf Überraschungen stossen. Da werden seltsame Töne zu hören sein oder auch elfenhafte Klänge, da wird gezaubert und gespielt werden.

Im Grossen Saal wird ein musikalisches Tierquiz veranstaltet (Samstag und Sonntag) und am Samstagnachmittag findet die Aufführung des Singspiels in zwei Akten von Josef Rheinberger, «Das Zauberspiel», statt. Auch das klingt vielversprechend. Aber das ist noch nicht alles. Neben weiteren Aufführungen und Attraktionen steht als Gast der «Theaterzirkus Wunderplunder», der für seinen grossartigen Einsatz mit dem Kulturpreis 2008 der Burgergemeinde ausgezeichnet worden ist, auf dem Programm. Der «Theaterzirkus Wunderplunder» ist ein ganz besonderer Zirkus. Seine Artistinnen und Artisten sind keine Berufskünstlerinnen und Berufs-

künstler. Nein, diese Artistinnen und Artisten sind Kinder, Jugendliche und Menschen mit einer Behinderung. Sie lernen während einer Woche Zirkuselemente wie Jonglieren, Balancieren oder Akrobatik. Zum Abschluss dieser sicher anstrengenden, aber auch spannenden Arbeits- und Lernwoche treten die jungen Artistinnen und Artisten vor Publikum und zeigen, was sie gelernt haben, während das Wunderplunder-Team im Hintergrund bleibt und für Hilfestellungen zur Verfügung steht. Wichtig ist bei dieser Sache, dass die Kinder Spass an dieser Arbeit und dem Drum und Dran finden und zugleich ihr Selbstvertrauen gestärkt und die Freude an der eigenen Leistung geweckt wird.

Am Wochenende vom 25. und 26. Oktober 2008 organisiert das Konsi zusammen mit einigen Mitgliedern des Wunderplunder-Teams einen Workshop. Teilnehmen können Konsi-Schülerinnen und -Schüler, aber auch weitere Kinder, die ein wenig Zirkusluft schnuppern und etwas Besonderes lernen möchten (Teilnehmerzahl beschränkt; Tel. 031 326 53 53; E-Mail: empfang@konsibern.ch). Das Gelernte wird am Kinder-Konsi-Fest dem Publikum vorgeführt werden.

Man darf gespannt sein auf das vielfältige Angebot und möchte selber nochmals Kind sein und mitmachen.

Informationen: www.konsibern.ch

Bild: Nachlass Emil Zbinden



KULTUR & GESELLSCHAFT

die zeit in holz und farbe gestanzt

Von Anne-Sophie Scholl - Zum 100. Geburtstag des Berner Holzstechers, Illustrators und Künstlers Emil Zbinden

Steigt man die Treppe im Stettlerbau des Kunstmuseums hinunter, rückt als Erstes eine grosse Druckerpresse ins Blickfeld: Den grafischen Künsten verbunden, blieb Zbinden zeitlebens der Druckkunst treu, unbeirrt von der Kunstwelt, welche die Grafik nach und nach in den Schatten der Malerei und der Medienkunst stellte. Sinnbildlich steht die Presse auch für das sorgfältige Handwerk des Berners, der sich mit seiner Buchkunst einen Namen gemacht hat. Und für seine Verbundenheit mit der Arbeiterschaft: Jene Menschen, die er in seinem Werk zeichnete, für die er aber auch die Mehrheit seiner Illustrationsarbeiten gefertigt hat.

Drei Blätter zum Ikarus-Motiv spannen das Spektrum der grafischen Werke von Zbinden auf, verweisen in malerischen Anklängen darüber hinaus auf die kaum bekannten freien Arbeiten, die in der Retrospektive des Künstlers, der dieses Jahr 100 geworden wäre, im Kunstmuseum nun erstmals zu sehen sind. Poetisch und scharf gestochen zeichnet sich die Figur des herabstürzenden Ikarus, in der Diagonale daneben in dokumentarischer Prägnanz eine Bohrrinsel und ihre Arbeiter. Blau erstreckt sich dazwischen das Meer in einer grossen Welle, in Schnitttechnik ins längsseitige Holz geschnitten, weicher in den Konturen und die natürliche Faserung des Holzes ins Bild integrierend. Der griechische Mythos erscheint hier ins 20. Jahrhundert gesetzt. Beflügelt von technischer Machbarkeit stieg Ikarus mit den selbst gebastelten Flügeln so hoch in den Himmel, bis seine Federn in der Sonne versengten.

Das Buch als Kulturgut Die präzisen Drucke im Kleinformat, auf die harte Stirnseite des Holzes gestochen, bedingte die Arbeit als Buchgestalter und Illustrator. Zum Markenzeichen von Zbinden sind Stiche geworden, wie sie etwa in den «Schönsten Sagen des Klassischen Altertums» von Gustav Schwab zu sehen sind, vor allem aber die Illustrationen der sechzehnbandigen Gotthelf-Gesamtausgabe der Büchergilde Gutenberg. Druckerei, Verlag und Buchklub für Arbeiterinnen und Arbeiter, zunächst im Deutsch-

land der 20er-Jahre gegründet, während dem Krieg mit Ablegern in Zürich und Lausanne, später wieder in Deutschland, war die Gilde Hauptauftraggeberin für den gelernten Setzer und Meister der Grafischen Kunst. Für dieses gewerkschaftliche Unternehmen, aber auch für andere Verlage war Zbinden über die Illustrationen hinaus für die umfassende Ausstattung der Bücher einschliesslich Rückentitel, Einband, Vorsatzpapier, Titelseite und Initialen besorgt.

Das buchgestalterische Schaffen Emil Zbindens zeichnet die sorgfältig gestaltete Ausstellung in der Zentralbibliothek nach. Nachvollziehbar wird hier, wie die hohen Auflagen der Bücher Zbindens Vignetten bei einer breiten Bevölkerungsschicht bekannt machten. «Die Bücher bleiben», hatte der Gründer der Büchergilde, Bruno Dressler, dem jungen, suchenden Zbinden versichert.

Das Wesen des Menschen Wie der künstlerische Fundus erscheint das im Kunstmuseum gezeigte freie Schaffen. Erkennbar wird hier, wie Zbinden in der Arbeit seismografisch seine Zeit festhielt, mit Stift, Stichel und Pinsel Bildreportagen fertigte, den künstlerischen Ausdruck suchte und Techniken ausprobierte – verschiedene Linien, die sich in Zbindens Werk kreuzen, verschlingen, aber auch mal in einer Sackgasse enden, so die Kuratorin Anna Schafroth.

Engagierte Kunst spiegelt die Eindrücke, die den jungen Zbinden in der politisch und gesellschaftlich aufgewühlten Zeit der Weltwirtschaftskrise und des aufsteigenden Nationalsozialismus in seinen Ausbildungsjahren 1928–31 in Berlin und Leipzig tief berührten. Nach seiner Rückkehr nach Bern hängt er in seiner Wohnung Porträts von zwei hingerichteten Künstlerfreunden auf. In Bern fertigt er einen Druck zu dem Schauprozess des Reichstagsbrandes und zeichnet den Hauptangeklagten Kommunisten Dimitroff als Ankläger des aufsteigenden Nationalsozialismus. Ein politisch engagiertes Anfangswerk, das den Künstler unter generellen Kommunistenverdacht stellte.

Leben und Leute Die Optik, die im Kalten Krieg

die Welt zweiteilte, hat lange den Blick auf Zbindens Werk verzerrt. Seine Gotthelf-Illustrationen wurden in der Schweiz dem Kontext der Geistigen Landesverteidigung zugeordnet, umgekehrt wurde Zbinden in Leipzig als politischer Künstler gefeiert. Eher humanistischer Art ist Zbindens Interesse für den Menschen und sein Leben. Als «dauernde Beschäftigung mit dem Wesen des Menschen» erinnert der Sohn Karl Zbinden das Zeichnen des Vaters auf den vielen Recherchereisen, die diesen durch die Schweiz und darüber hinaus führten.

Landschaftsbilder offenbaren die künstlerische Suche: Das Sujet eines Baumes wird zum Vorwand für Textur, Rhythmus und Komposition dominieren in einer städtischen Landschaft, das Nachspüren von Hodlers Handschrift wird erkennbar, vereinzelt findet sich ein Aquarell. Die grossen Reportagebilder, die Zbinden von den Staumauern Oberaar, Lienne in der Westschweiz oder Albigna im Bergell malt, bringen die Faszination für die Ästhetik der Industrie zum Ausdruck. Das künstlerisch erfasste Nebeneinander von Strukturen im Fels wie im gebauten Werk oder in den Baustellen hinterlässt hier einen etwas zwiespältigen Eindruck.

Gesellschaftspolitische Themen tauchen im Spätwerk wieder verstärkt auf. Mit dem unfertigen Gesicht eines russischen Bergarbeiters, welches beim Tod des Künstlers auf der Staffelei stand, schliesst sich das Schaufenster auf Menschen und Leben einer Zeit, deren einfühlsamer und künstlerisch sensibler Chronist Zbinden war.

Ausstellung im Kunstmuseum Bern: «Emil Zbinden 1908–1991. Für und wider die Zeit». Bis 18.1.2009. Info: www.kunstmuseumbern.ch

Katalog: Anna M. Schafroth. «Emil Zbinden. Für und wider die Zeit». Benteli Verlag, 2008.

Ausstellung in der Zentralbibliothek Bern: «Emil Zbinden und das Buch. Das buchgestalterische Werk der Berner Zeichners, Holzschneiders und Typografen». Bis 28.2.2009. Info: www.ub.unibe.ch

KLEINANZEIGEN

KLASSIK

5 Jahre Konzertreihe Musik am Sonntag: «Saiten und Pfeifen», ein Konzert mit Schülerinnen und Schülern der Musikschule Worblental/Kiesental. Kollekte, keine Vorreservation. Vechigen, Kirche, 17:00 Uhr. www.musikschuleworb.ch

VORLESUNG

Lesung mit Raeto Meier, Autor mit Psychiatrieerfahrung, mit anschliessendem Vortrag, Diskussion zum Thema «Wege aus der Krise» und Apéro. Am **10.10.08, Tag des psychisch kranken Menschen**, um 18.30 Uhr im Psychiatriezentrum Münsingen, Haus 42, 2. Stock, Kollekte.

GESUNDHEIT / MANN / ...

AUF ZUR KRAFT DER MITTE... Der Kurs für Männer (Becken-)Boden finden, Rücken entlasten, Kopf befreien. Ab 25. Okt. 08, 9.30 - 12.30h, 4-teiliger Kurs (Fortsetzung 8. & 22. 11. & 13. 12.) mit Beat Hänsli. Info: www.taichidao.ch Tel. 031 302 55 65

Kleinanzeigen: Über unsere Webseite können die Kleinanzeigen für nur **Fr. 45.00** pro Monat aufgegeben werden. Dazu müssen Sie auf **INSERIEREN** und die Seite nach unten bewegen. Alles weitere steht da geschrieben...



DER BESTE LESERBRIEF

■ Der Kulturminister der Schweiz von 2007-2009, Dominik Riedo, vergibt 2008 und 2009 einen Preis, der die aktive kulturelle, gesellschaftliche und/oder politische Partizipation sowie literarisches und rhetorisches Handwerk fördert. Ausgezeichnet wird: **der beste Leserbrief**.

Einzureichen sind ein Text im Umfang von maximal 2500 Zeichen sowie als Beilage dazu ein Beitrag aus einem Schweizer Presseerzeugnis, auf den sich der Leserbrief konkret bezieht und reagiert.

Texte können in deutscher und französischer Sprache eingereicht werden.

Eingabefrist: 2. November 2008 (Poststempel)
Texte sind zu schicken an:

Kulturministerium.ch

c/o p&s netzwerk kultur

Herdschwandstr. 7

6020 Emmenbrücke

mail: admin@kulturministerium.ch

Mehr Informationen, Teilnahmebedingungen sowie Preisgeld unter: www.kultuministerium.ch



Wir haben keinen Computer für die Musikauswahl sondern FachjournalistInnen, Fans, Singer-Songwriter, Sammler, Nischenbeobachter, Sportredakteure, Verlags-Lektoren und Auslandskorrespondenten, die nur die neuen Platten besprechen, die sie für gut befunden haben. Diese zehn Mal jährlich erscheinende Sammlung von Empfehlungsschreiben ist für unsere AutorInnen auch eine Spielwiese und das merkt man den Texten an. Auch für viele treue AbonnentInnen ist LOOP seit zehn Jahren die letzte Oase in der Musikwüste, die sie nicht mehr missen möchten, selbst wenn sie im Ausland arbeiten. Zum Beispiel in Peking.

MUSIKZEITUNG
Loop
www.loopzeitung.ch

ensuite im ABO

k u l t u r m a g a z i n

BE 10/08

Sie wissen nicht mehr wohin? ensuite - kulturmagazin im ABO lässt Sie Monat für Monat Kultur und Kunst entdecken (inklusive die Beilage **artensuite**)!

- ☐ Ausgabe **Bern** ☐ Ausgabe **Zürich**
☐ Abonnement je Stadt Fr. 58.00
☐ Abo für Studierende / AHV / IV Fr. 32.00
☐ Ich möchte GönnerIn werden (ab Fr. 300.00)
☐ Ich möchte ein Abo verschenken. Hier mein Name, Adresse und Wohnort:

Vorname
Name
Adresse
PLZ / Ort
E-Mail
Datum / Ort / Unterschrift

Ein Abonnement ist ab Rechnungsdatum für ein Jahr gültig. **Ohne Kündigung wird es automatisch um ein Jahr verlängert.** Bitte beachten: Kündigungsfrist ist **2 Monate** vor Ablauf des Abonnements.

Ausschneiden und Einsenden an:

ensuite - kulturmagazin | Sandrainstrasse 3 | 3007 Bern | Tel. 031 318 60 50 | www.ensuite.ch